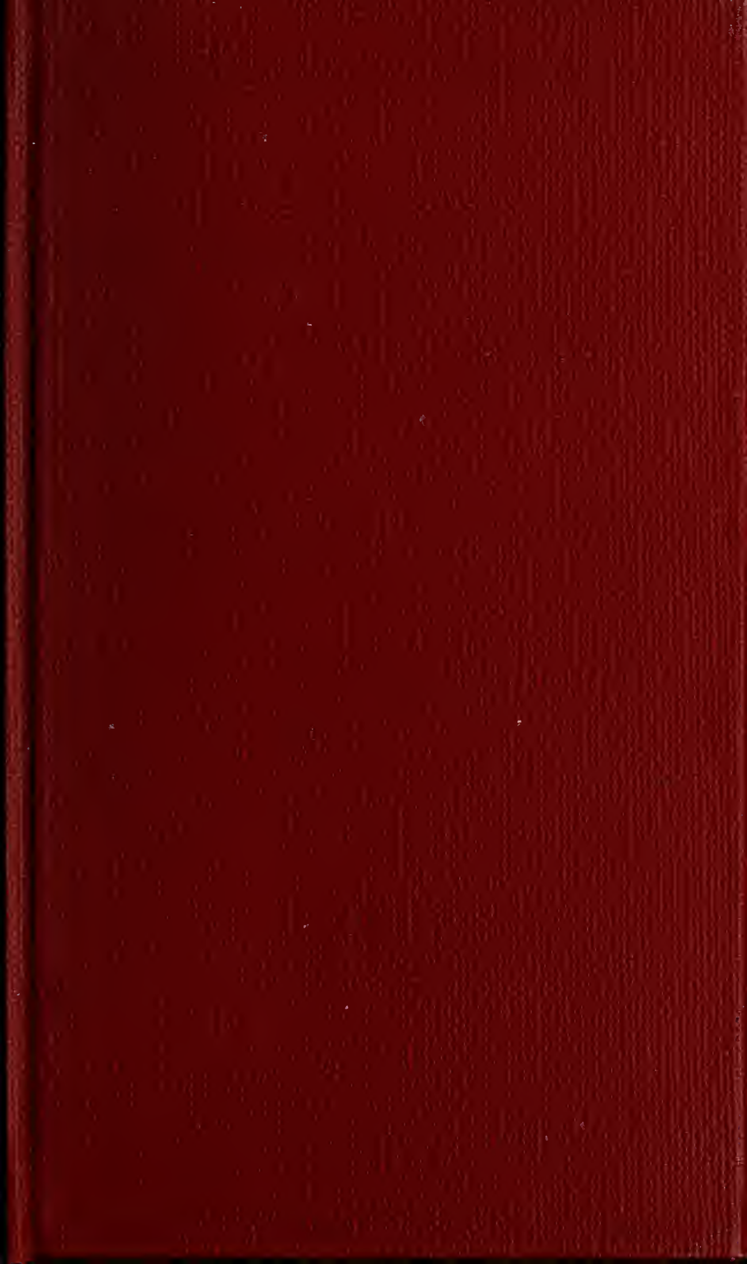
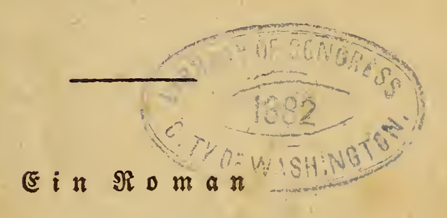






Der

Zweikampf.



Ein Roman

von

Jean Pierre,

Verfasser der „Mitternachtsglocke."

Johann Wolfgang Andre

Quedlinburg und Leipzig, 1820,
bei Gottfried Basse.

Der

Zweikampf.

Erstes Kapitel.

Monolog.

O, Gott! mit welchem Verbrechen habe ich mich belastet! — Diese Hände triefen von Blut. — Ein guter Mensch ist durch sie gefallen — vielleicht der Liebling — vielleicht der Einzige seiner trostlosen Eltern! — —

Dummer Begriff von Ehre! — Verrückter Menschenverstand! — Man betrügt im Handel und im Spiele — man verführt und mordet die Unschuld — man frißt und säuft sich zu Boden — und keiner von Allen glaubt sich dadurch verunehrt. — Aber ein Wort — ein einziges unüberlegtes Wort — das soll die Ehre verletzen — soll sie dem Manne rauben, der sie vielleicht schon längst verloren hatte — das soll der Zweikampf wieder gut machen? — Schrecklicher Unsinn!

Ich setzte mich und schrieb an Polland folgende Zeilen:

„K * * *

Wie? und auf welchem Wege ich bis hieher gekommen bin? weiß ich Dir nicht zu sagen. Das Pferd lief unter mir fort — die Angst hinterdrein. Das ist Alles. – Schreib mir bald, ob er noch lebt, oder todt ist! Ich erwarte hier Deine Antwort. — Was macht mein Vater? — Was Emilie? — Werde ich noch auf Beider Liebe rechnen dürfen? — — Gott im Himmel! wie ist mir das Herz zerrissen! — Mein Vaterland soll ich meiden! Meine Emilie! — — —

Henry."

Nach kurzer Zeit erhielt ich nachstehende Zeilen zur Antwort:

„Ich kann nicht Worte genug finden, um Dir den Lärm zu schildern, den Deine fatale Geschichte in hiesiger Gegend erregt hat. Alt und Jung spricht noch immer davon, theils mit Bedauern, theils mit Verwünschungen. Am ärgsten lärmte der Hauptpfarrer darüber auf der Kanzel.

Wie mir, Deinem alten und vielleicht

einzigen Freunde, dabei zu Muthe seyn muß, wirst Du wohl selbst fühlen. — Ich verfluche die Stunde, die Dich mit dem Lieutenant Versche bekannt gemacht hat. Er war schon immer als ein Stänker verrufen. Aber wer hätte das gedacht, daß Du vom Schicksal ausersehen seyn würdest, ihm den Lohn zu geben? —

Deine Kugel hat gut getroffen. So wie er gestürzt war, und Du die Gränze erreicht hattest, trugen ihn seine Freunde halbtodt in den Wagen, und fuhren mit ihm davon. Was weiter mit ihm geworden — ob er noch lebt oder todt ist, oder wohin man ihn gebracht hat? Das weiß hier Niemand.

Deinen Vater habe ich seitdem noch nicht gesprochen — Emilien auch nicht. — Verweile nur nicht zu lange in K***! Man könnte Dich auskundschaften und um Deine Auslieferung requiriren. Du kennst unsere Gesetze. Doch gieb mir bald wieder von Dir Nachricht! Polland."

Dieser Brief war zwar von meinem Freunde — von einem Manne, den ich schätzte

und liebte — von dem Vertrauten meines Herzens — von dem Vertrauten Emiliens. — Aber er brachte mir keinen Trost, keine Gewißheit. — Nichts von Emilien! — Nichts von meinem Vater! — Ich war äußerst verstimmt.

Um mich zu zerstreuen, begab ich mich in die Wirthsstube. Sie war dicht mit Biergästen angefüllt, und jeder derselben schien guten Appetit zu haben; denn überall, wo ich hinsah, standen zwei Krüge zugleich. — Ich hatte mich einige Zeitlang mit Betrachtung der mancherlei Physiognomien beschäftigt, die zwar in einzelnen Zügen sehr von einander abwichen, aber doch bald weniger bald mehr in der Gegend der Nase und der Augen den unverkennbaren Hauptbierzug hatten, als ich auf ein Mal die Bemerkung machte, daß, so oft es zum Einschenken kam, immer das Glas aus zwei Krügen zugleich gefüllt wurde.

Ich fragte den neben mir Sitzenden nach der Ursache, und er war so gütig, mir zu eröffnen, daß bei dieser etwas seltsam scheinenden Manipulation eine ärztliche Verordnung

zum Grunde liege. Denn, da das alte Bier, fuhr er fort, gegenwärtig sehr scharf sey, und, allein getrunken, leicht Krankheiten erzeugen könne; so müßte es mit dem neuen Biere vermischt, und also unschädlich gemacht werden.

Ich glaubte anfänglich, der Mann wolle mich zum Besten haben, und sah ihm daher bedeutungsvoll in die Augen. Er schien aber nicht darauf zu achten und schenkte sich ruhig wieder ein. — „Bei uns," sagte ich, „verbieten die Aerzte, altes und neues Bier durch einander zu trinken, und, wie mich dünkt, aus guten Gründen." — „Das wird aber ein ganz anderes Bier seyn," fing mein Nachbar wieder an, und sämmtliche Augen der Gäste funkelten auf mich los. — „So müßte man also den Wirthen Dank wissen, wenn sie das alte Bier mit Wasser verdünnen," sagte ich zum Beschluß, und wollte eben wieder auf mein Zimmer zurück, als ich den Wirth zu einem der Gäste sehr deutlich sagen hörte: „Sie sollen ihm schon auf der Spur seyn."

Ohne zu wissen, wovon die Rede gewe-

sen, schlug mir gleich das Herz. Ich hatte den Muth verloren, darüber nachzufragen, und verließ die Gesellschaft in einer Art von Betäubung.

Glaubt ja nicht, ihr Menschenkinder, daß Sicherheit auf euch warte, wenn ihr den Schranken der Gesetze entronnen seyd! Dem innern Richter entflieht ihr nirgends.

Ich las Pollands Brief noch einmal durch. Er enthielt die Warnung, nicht zu lange in K*** zu verweilen. Was konnte in diesem Augenblick gewisser für mich seyn, als daß man mich aufsuche — daß man mir schon auf der Spur sey?

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich sagte dem Wirthe, daß ich Briefe erhalten hätte — mein Vater läge am Tode — ich müsse eilen, wenn ich ihn noch lebendig antreffen wolle. — Er schien mich zu bedauern, ließ mich mit einer leidlichen Zeche durchschlüpfen, und ich — ritt davon.

Zweites Kapitel.

Das böse Gewissen und der Feldgraben.

Wohin? fragte ich mich selbst, als ich das Stadtthor hinter mir hatte. — In die weite Welt! gab mir das Gewissen zur Antwort. — Es war eben die Nacht eingetreten — der Himmel stark mit Wolken umzogen, und vor Mitternacht an keinen Mondschein zu denken. Die ganze Gegend war mir unbekannt. Zum Glück konnte ich mich auf den sichern Schritt meines Pferdes verlassen. Es blieb mit mir auf der Fuhrstraße und ließ mir Zeit genug, über mein Schicksal nachzudenken.

Armer Henry! Könntest dem Glücke im Schoße sitzen, und irrest nun in der Welt herum — weißt nicht, wo du hin willst —

was aus dir werden soll! Hast keinen Freund — keine Geliebte — keinen Vater — kein Vaterland mehr! — Und all' das eines thörichten Vorurtheils wegen! — Jetzt jagt mich jedes rauschende Blatt. Ueberall glaube ich Verfolger und Spione zu sehen. — Und doch ist mir das Leben so lieb! —

Hättest du in die Luft geschossen, sagte mir der Verstand, so könntest du jetzt ganz ruhig seyn, und hättest dir zu deinen Eigenschaften noch die Großmuth erworben. — Sehr wohl! gab ich zur Antwort; aber warum sagtest du mir das nicht früher? — Weil ich in Ketten lag, erwiederte der Verstand; Leidenschaft und Vorurtheil hielten mir den Mund zu. — Du bist ein Mörder, zischelte immer das Gewissen dazwischen. —

Ich hatte schon über drei Stunden zurückgelegt, ohne auf ein lebendes Wesen zu stoßen. Nur bei'm Vorüberreiten an einem Dorfe vernahm ich das Bellen einiger Hunde, und das Geräusch einer entfernten Mühle.

Jetzt ging der Mond auf, was ich durch die dünnstehenden Bäume eines vor mir liegenden Waldsaumes sehr deutlich sehen konnte.

Während ich näher ritt, entdeckte ich an beiden Seiten der durch den Wald sich ziehenden Fuhrstraße Gestalten von Menschen, welche fast unbeweglich auf einem Flecke zu stehen schienen. — Die Haare stiegen mir in die Höhe. Entweder sind's Räuber, die dir aufpassen, oder Häscher, welche dich einfangen wollen. So dachte ich und zog ein Terzerol hervor, indem ich meinem Pferde zugleich den Sporn gab.

Urplötzlich rissen die vermeintlichen Räuber aus. Das Knistern der Gebüsche und kleinen Holzäste, verbunden mit der schnellen Bewegung der davon eilenden Figuren, ließ mich bald errathen, daß ich auf schuldloses Wild angesprengt war, welches sich in der Nähe ganz ruhig geäset hatte. — Ich holte nun wieder frischen Athem und ritt wohl eine Stunde lang ziemlich beruhigt fort.

Auf ein Mal vernahm ich hinter mir mehrere Menschenstimmen. Beim Umdrehen fand sich's, daß die Leute seitwärts aus einem Walde gekommen waren. Ich eilte, was ich konnte, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, und erreichte bald einen tiefen Feldgra=

ben, in welchem ich mich mit meinem Pferde bequem verbergen konnte.

Nach einer halben Stunde kamen die Stimmen näher. Das Herz pochte mir gewaltig. Mein Pferd stand mäusestill, weil es keine Angst hatte. Ich hörte, daß Einer sagte: „Weit von hier kann er nicht seyn, denn nach der Beschreibung ist er gestern noch in K*** gewesen." — „Wahrscheinlich steckt er dort in jenem Walde," sagte ein Zweiter. — „Wir werden ihn gewiß noch bei'm Wamms kriegen," versetzte der Dritte.

Ich bückte mich bei jeder dieser fatalen Herzensergießungen immer tiefer und tiefer, und endlich so tief, daß mein Kopf mit dem Pferdekopfe in eine horizontale Linie zu stehen kam — denn absteigen wollte ich nun ein für alle Mal nicht. — „Wo muß denn der Reiter hingekommen seyn?" fing wieder der Eine an zu fragen. „Das war wohl der Felleisenreiter," sagte ein Anderer, „der mag sich vor uns gefürchtet haben." — Hab' tausend Dank, Unbekannter! dachte ich für mich, und hob den Kopf ganz langsam in die Höhe.

Daß die Gesellschaft ein Streifcommando

war, blieb mir bei dem nächtlichen Helldunkel gar nicht zweifelhaft. Es ergab sich schon aus den Reden. Ich sah demselben mit krampfhaft klopfendem Herzen noch einige Zeitlang nach, und als ich glaubte, daß eine hinlänglich große Kluft zwischen ihm und mir befestigt seyn möchte, lenkte ich mein Pferd ganz leise wieder auf den vorigen Pfad hinauf, und eilte — rückwärts — das heißt, auf eben demselben Wege zurück, auf dem ich gekommen war.

Nie in meinem Leben habe ich Gott so inbrünstig gedankt, als dies Mal, wo ich einer so großen augenscheinlichen Gefahr entronnen war. Nie war mein Vorsatz feuriger und reiner, immerzu gut und rechtschaffen zu seyn, und mich nie wieder von den Vorurtheilen der Welt leiten zu lassen. Denn ich war fest überzeugt, daß das Commando nach mir ausgeschickt war.

Ich sehnte mich nun nach dem Anbruch des Tages, um irgend einen Menschen zu finden, der mir den Weg nach L*** zeigen könnte; denn dort, hatte ich mir auf einmal vorgenommen, mein künftiges Glück zu

suchen. Ich befand mich unvermerkt an einer Stelle, wo ich zwei Querstraßen wahrnahm, welche ich bei der Herreise in der Angst meines Herzens nicht beobachtet hatte. Unwillkührlich schlug ich die breitere ein. Es war noch Niemand zu sehen, den ich fragen konnte. Mein Pferd schien höchst ermüdet zu seyn.

So wie die Sonne herankam, breitete sich auch ein großes schönes Dorf vor mir aus, auf das ich zuritt. — Der Wirth war eben aus den Federn gekrochen und empfing mich ganz freundlich. „Nur hurtig den Gaul in den Stall," sagte ich zu ihm, „und mir etwas zum Essen!" — Ich setzte mich inzwischen in das an die Wirthsstube stoßende Kabinet, blätterte in dem Kalender herum, und fand in dem aufgedrückten Stempel zu meinem innigsten Vergnügen, daß ich nun schon im ***schen Gebiete war.

Hier hast du jetzt nichts mehr zu fürchten, dachte ich, und wollte eben einnicken, als mich der Wirth in ein oberes Zimmer zu kommen bat, wo Alles zu meiner Erholung schon bereit stand. — Der freundliche

Mann stellte sich während des Essens vor mir hin und erzählte mir mit vieler Geschwätzigkeit, daß er nun schon der sechste Wirth dieses Hauses aus einer Familie sey, daß ihn Gott eben so, wie seine Voreltern, gesegnet habe, daß es ihm aber auch vorzüglich um gute Reputation zu thun sey, daß sein Haus, ohne Ruhm zu melden, der erste und beste Gasthof im ganzen Dorfe sey, daß der Ort Kniefeld heiße und ***isch sey, daß der große Bach, über den ich gekommen seyn müsse, die Gränzscheide mache u. s. w.

Die letzte Nachricht hatte eigentlich das meiste Interesse für mich unter den gegenwärtigen Umständen, weil ich keine Auslieferung zu besorgen hatte. Nachdem ich also gut gesättigt war, sah ich mich theilnehmend nach meinem Cousin um, empfahl ihn der Pflege des gutwilligen Hausknechts, und suchte nun das Bette.

Ich hatte an dreißig Stunden lang gar nicht, und früher auch höchst wenig geschlafen; zudem fühlte ich mich von Gewissensbissen und ausgestandener Angst sehr erschöpft — kein Wunder also, daß ich in einen tie-

fen Schlaf fiel, und gegen Mitternacht erst wieder aufwachte. Alles um mich her war still. Ich mußte mich erst besinnen, wo ich mich eigentlich befand — so sehr hatte ich durch den langen Schlaf mich und die ganze Welt vergessen gehabt.

Jetzt schlugs zwölf Uhr. Ich hörte Jemand die Treppe herauf kommen, und sich an die Thür meines Schlafgemachs stellen. „Es rührt sich nichts," sagte eine Stimme; „man hört ihn nicht schnarchen — wenn ihm nur nichts passirt ist!" — „Man sollte es kaum glauben, daß ein Mensch so gar lange ohne Essen und Trinken bleiben könnte," sagte die zweite Stimme. — Ich merkte bald, daß es meine um mich besorgten Wirthsleute waren, und blieb ruhig auf meinem Lager liegen.

Endlich gab's Anstalten zum Eröffnen der Thür. „Laß mich hinein!" sagte die Frau; „vor Dir könnte er erschrecken." — „Das schickt sich nicht," sagte der Mann; „wie leicht könnte er nicht —" Der Wortwechsel dauerte noch einige Secunden fort. Die Frau wollte schlechterdings nicht nachgeben. Um also dem Streite ein Ende zu machen,

rief ich zuletzt mit barscher Stimme: „Was giebt's denn draußen?" — „Gott sey Lob und Dank," fing der Wirth an, „daß Sie nur noch am Leben sind. Wir wußten nicht, was —" — „Ei! ich befinde mich recht wohl," gab ich ihm zur Antwort. „Legen Sie sich nur nieder!" — „Zu Ihrem Befehl, gnädiger Herr!" und damit ging's die Treppe hinunter.

Gnädiger Herr? wiederholte ich mir. — Es ist nicht zu leugnen, daß es dadurch dem Wirthe bloß um gute Reputation zu thun war. Ich schlief jetzt allgemach wieder ein, und so fort, bis schon das ganze Haus voll Leben und Thätigkeit war. Der Wirth entschuldigte sich und seine Frau wegen des nächtlichen Ueberfalls. Es könnte seiner Reputation schaden, wenn ein Gast bei ihm plötzlich mit Tode abginge, meinte er, die Leute seyen heut zu Tage gar argwöhnisch.

Als ich die Zeche zu wissen verlangte, bedauerte er, daß ich schon wieder abreisete. Er versicherte mich, daß ich auf dem rechten Wege nach L*** sey; nur müßte ich mich hüten, niemals linker Hand zu reiten. In

drei Tagen könnte ich dort seyn. — Die Zeche war so billig gemacht, daß er entweder mich oder mein Pferd dabei vergessen zu haben schien; und doch war keiner von uns zu kurz gekommen. Cousin verrieth gleich durch sein Wiehern, daß es ihm gut ergangen war. Ich überzeugte mich also, daß die Sorge um gute Reputation das Triebrad der Ehrlichkeit sey.

Drittes Kapitel.

Tauch = Entenjagd.

Es war ein herrlicher Morgen, da ich aus Kniefeld ritt. Gleich der Natur fühlte ich mich verjüngt, heiter und zur Freude gestimmt. Wenn auch das Bild meines unglücklichen Zweikampfs fortwährend vor meiner Seele stand, so hatte ich doch die ersten Folgen davon nicht mehr zu fürchten, und es kam jetzt nur noch darauf an, zu erfahren, wie mein Vater das unselige Ereigniß möchte aufgenommen haben. In dieser Absicht benutzte ich die Mittagsstunden, welche ich in dem freundlichen Mehlburg zuzubringen hatte, um an Polland zu schreiben, und ihn mit meinem Vorsatz, mich in L*** anzusiedeln, bekannt zu machen. „Da das wenige Geld," schrieb ich ihm, „was ich bei meiner Flucht nur zufällig in der Tasche

hatte, bald zu Ende seyn wird; so suche meinen Vater zu bewegen, daß er mir mit tausend Thalern in Golde an die Hand gehe, wogegen ich ihm mein gesammtes, in meiner Wohnung vorhandenes, Vermögen nebst allen in meinem Tagebuche verzeichneten ausstehenden Forderungen gerne überlasse."

Daß ich Emilien nicht vergaß, versteht sich von selbst.

Als ich in die Wirthsstube ging, um den Brief auf die Post tragen zu lassen, erblickte ich einen Menschen, den ich unter den Biergästen in K*** gesehen hatte. Er war erst angekommen und erzählte den Anwesenden, daß die beiden Streifcommando's den Kirchenräuber Diezel glücklich erwischt hätten.

Ich fiel wie aus den Wolken. — Welche unsägliche Angst hätte ich mir ersparen können, wenn ich vorgestern nicht unterlassen hätte, den Wirth zu fragen, wem man auf der Spur sey? — O, des heillosen, bösen Gewissens!

Nach Tische setzte ich meinen Weg fort. Ich mochte ungefähr zwei Stunden zurückgelegt haben, und hatte bei'm Nachdenken

über mein künftiges Schicksal übersehen, daß sich zwei Schützen bei einem Teiche in der Nähe der Straße auf Tauch=Enten angestellt hatten. Auf ein Mal geschahen zu gleicher Zeit zwei Schüsse. Mein erschrecktes Pferd sprang heftig auf die Seite, und ich, der ich gerade sehr nachlässig im Sattel saß, ward auf die Erde geworfen.

So wie ich da lag, blieb Cousin neben mir stehen. Ich fühlte mich sehr zerschellt, und wollte gleich wieder in die Höhe. Aber der rechte Fuß versagte mir seine Dienste. Auch in der Lendengegend schien mir's nicht ganz richtig. Ich machte allerlei Versuche, mir aufzuhelfen. Umsonst! Ich mußte liegen bleiben. Niemand war in der Nähe, an den ich mich hätte wenden können. Die beiden Schützen hatten mich wahrscheinlich gar nicht wahrgenommen; denn sie standen um einen guten Theil tiefer, als die Heerstraße lag. Ich rief zwar einige Male aus Leibeskräften um Hülfe, aber es kam Niemand. Mein Pferd sah niedergeschlagen nach mir hin.

Göttliche Gerechtigkeit! sagte ich zu mir; früh oder spät erreichst du uns doch noch.

Endlich fuhr ein Wagen heran, der mit vier Pferden bespannt war. Ein Engel Gottes! — fuhr mir's durch den Kopf — zu deiner Hülfe gesandt! Und wirklich waren's drei Engel für einen; denn, wie ich nachher erfuhr, befanden sich der Obrist Henneborn, seine Frau und Tochter in dem Wagen, welche von einer Badereise kamen und nach Mehlburg zurückkehrten.

Der Wagen hielt still. Der Bediente und der Reitknecht suchten mich aufzurichten; aber es ging nicht. Jeder Versuch vermehrte meine Schmerzen. Endlich rief Henneborn, mich nach dem Wagen zu bringen. Es galt große Anstrengung, bis das zu Stande kam. Der Obrist lief selbst herbei, damit es vorsichtig geschehen möchte. So gelangte ich nun, von zwei handfesten Männern getragen, bis an den Kutschenschlag, durch welchen ich gar hinein geschoben und auf ausdrücklichen Befehl des Obristen an seinen Platz gebracht wurde. Er selbst setzte sich rückwärts zu seiner Tochter. Cousin war uns aus eigenem Antriebe nachgefolgt, und wurde an den Hintertheil des Wagens gebunden.

Die große Theilnahme der drei edlen Menschen rührte mich ungemein. Sie fürchteten Alle, ich möchte ein Bein gebrochen haben, weil ich nicht stehen konnte. Ich versicherte sie vom Gegentheil und gestand ihnen zugleich, daß ich ein Arzt wäre. — „Da müssen Sie's freilich am besten wissen," sagte Henneborn, „aber es ist doch abscheulich, wie leicht man zu einem Unglück kommen kann!" — „Wenn nicht der Schuß so unerwartet gekommen wäre," sagte ich — „Ja, das ist's eben," fiel er drein. „Da ziehen die zwei Tagediebe — sie sind uns eben begegnet — Jahr aus Jahr ein auf den Feldern herum und turbiren die arme Menschheit. Es ist abscheulich, daß man so etwas geschehen läßt. Man sollte ihnen mehr zu arbeiten geben."

Die Obristin und ihre Tochter fragten mich alle Augenblick, ob mir's noch nicht besser wäre. „Ach, es wird schon werden," sagte Henneborn, „es wird sich schon geben; wenn wir nur erst zu Hause sind!"

Henneborn besaß in Mehlburg ein schönes, geräumiges Haus, und eine Stunde

davon ein angenehmes Landgut. Als wir bei ersterem angekommen waren, wurde ich wieder mit Vorsicht aus dem Wagen geholt und in ein Zimmer des Erdgeschosses getragen, das mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen war. Man legte mich auf eine Ottomanne.

Der gleich herbei gerufene oberste Stadtchirurg trat ein, um die allenfallsigen Rupturen, Fracturen oder Luxationen an mir zu untersuchen, und hülfreiche Hand zu leisten. Obgleich ich nun überzeugt war, daß weder das eine noch das andere bei mir der Fall sey, so ließ ich doch nach dem Wunsche des Obristen die Untersuchung gerne vornehmen. — Das Facit war, das der Herr nichts finden konnte. — Ich sagte ihm darauf, wie ich glaubte, daß mein os sacrum eine starke Kontusion erlitten, und eine Beinmuskel sich etwas verdehnt haben möchte. „Ja, ja!" fing er an, „dieser Meinung bin ich auch."

Nach meiner eigenen Verordnung wurden nun Ueberschläge gemacht, wobei sich das ganze Haus sehr thätig bezeigte. Im Weggehen erzählte der Chirurg dem Obristen

noch, daß endlich draußen neben der Ziegelhütte der gefährliche Graben mit einer Brustwehr versehen worden sey. „Ist gewiß ein besoffener Polizeiofficiant in den Graben gefallen?“ fragte der Obrist. — „Weiß Gott! Sie haben's errathen,“ sagte der Chirurg. — „Sonst wäre auch wohl in aller Ewigkeit nicht daran gedacht worden,“ fuhr Henneborn fort, und wandte sich darauf zu mir. „Da war hier einmal,“ sagte er, „ein baufälliger Erker, der Jahre lang den Einsturz gedroht hatte. Niemand bekümmerte sich darum, bis einmal dem Polizeidirector ein Stück davon auf die Nase fiel. Wie der Bliz war der Erker verschwunden. Es steht abscheulich um unsere Polizei.“ —

Viertes Kapitel.

Dreierlei Harmonien nebst einer Disharmonie.

Dem leidigen Streifcommando hatte ich's zu danken, daß ich die Straße nach Mehlburg einschlug. Es war die Folge meines beschwerten Gewissens. Und hätten die zwei Tagediebe nicht nach Tauch-Enten geschossen, wer weiß, ob ich je in meinem Leben mit der Hennebornschen Familie in Bekanntschaft gekommen wäre! — So nahe liegen oft auf der Charte des Schicksals Glück und Unglück beisammen.

Henneborn war ein schlichter, gerader, durchaus ehrlicher Mann. Wie er dachte, so sprach und handelte er auch. Zurückhaltend konnte er nicht seyn. Er hatte neun und dreißig Jahre im Militair gedient, und war nahe daran, General zu werden. Die

Politik seines Hofes wurde ihm aber anstößig. Er zog sich also zurück und lebte von seinen Einkünften. Gegen seine Familie war er der liebenswürdigste und sorgsamste Gatte und Vater — ein Oekonom, aber nicht karg und geizig — sehr gastfrei, aber kein Verschwender, und von seinen Bedienten gefürchtet und geliebt. Religiösität war ein Hauptzug seines Charakters. Er konnte aufbrausen, wenn Jemand über das, was heilig ist, und für heilig gehalten wird, auch durch Mienen nur spotten wollte. Die Armen hatten einen Vater an ihm, doch unterschied er die Müssiggänger von den Bedürftigen. Im Gespräche gefiel seine Herzlichkeit; nur mußte man sich mit einigen seiner Ausdrücke erst bekannt machen, welche zwar nicht unedel, aber doch der Sache selbst nicht immer ganz angemessen waren. So nannte er z. B. alles, was ihm mißfiel, abscheulich, und was seinen Beifall hatte, brav. Er hatte sich durch eigenes Studium manche schätzbare Kenntnisse erworben. Seine Büchersammlung enthielt eine Menge von guten Reisebeschreibungen und Journalen, die besten

alten und neuen Dichterwerke, und was mir am meisten darunter auffiel, auch den lateinischen Plutarch und Horaz, worin er zuweilen noch zu lesen pflegte. — Die Franzosen konnte er nicht leiden, am wenigsten den Napoleon. „Wenn Sie nur nicht Henry hießen!" sagte er oft zu mir, „ich hätte Sie dann noch einmal so lieb." — Mit diesem Manne war ich nun täglich in Gesellschaft.

Seine Gattin — ein seelengutes Weib, bei dem eine anhaltende Kränklichkeit die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit doch nicht ganz verwischen konnte — that würdevoll ihre Pflicht, und erfüllte geräuschlos ihre Bestimmung. Die Wünsche ihres Mannes flossen mit den ihrigen stets zusammen. Nie fand ein Widerspruch unter ihnen Statt. Sie erkannte den Mann als Herrn des Hauses. Wenn aber Henneborn etwas von ihr verlangte, so geschah es auf eine Art, welche vermuthen ließ, er habe ihr das Commando verlängst schon abgetreten. Bei der herrlichen Bildung ihres Geistes und ihrer nicht gemeinen Belesenheit affectirte sie doch

niemals, gelehrt scheinen zu wollen. Sanft und nachgebend hörte sie dem Gespräche zu, als ob sie zu lernen wünschte. Wohlwollend gegen Jedermann, und zugleich Ruhe liebend, vermied und entfernte sie jeden Anlaß zu verdrießlichen Auftritten. Darum ward sie auch vom ganzen Hausgesinde eigentlichst angebetet. Schade nur, daß ihre wankende Gesundheit so manchen Kummer herbeiführte, der den frohsinnigen Henneborn zuweilen niederschlug. Sie glaubte indeß, von der nur eben gebrauchten Badekur die besten Wirkungen wahrzunehmen, wozu wir Alle ihr herzlich Glück wünschten.

Philippine, ihre Tochter, läßt sich ganz kurz schildern. Ihr Wuchs und ihr Gebild verriethen einen Abkömmling der Grazien. Die Tugenden ihrer Eltern, alle hervorstechenden Eigenschaften derselben waren in ihr vereint. Ihre Liebe zu jenen überstieg alle Vorstellung. Ihr Gehorsam war musterhaft. So bildete diese Familie eine wahre, beneidenswerthe Harmonie. Nur in einem einzigen Punkte kam Philippine den Wünschen

ihrer Eltern nicht entgegen. Sie wollte — nicht heirathen.

Im Schooße dieser herrlichen Menschen hatte ich schon fünf Tage verlebt, als die immer erneuerten Umschläge endlich ihre Wirkung thaten. Ich konnte, mit einem Rohr versehen, in der Stube herumgehen. Henneborn war eben zugegen, um mir Glück zu wünschen, als der Hofrath Bröckel — von dem ich bald mehr sagen werde — mit der Nachricht gelaufen kam: mein Pferd scheine den Koller zu haben; es habe sich losgerissen, rumore ganz unsinnig in dem Stalle herum, und schlage nach Jedem, der sich ihm nähern wolle. — „Lassen Sie nur den Hof verschließen," sagte ich, „und die Stallthür öffnen! Ich stehe dafür, daß ihm nichts fehlt." — Es geschah.

Ich und Henneborn standen am Fenster. Cousin schoß wie ein Pfeil heraus und tummelte sich im Hofe. Endlich nahm er mich wahr, stand still und ging im stolzen Schritte zu mir hin. Als er mich reden hörte und mein gewöhnliches Streicheln empfand, fing er entsetzlich an zu wiehern,

nahm seine vorige Tour auf's Neue vor, kam an's Fenster zurück und wiederholte dies Schauspiel eine geraume Zeit, bis ich ihm zuletzt Brodt mit Salz reichte, worauf er ganz ruhig in den Stall zurück ging und alles, was man wollte, wie vorhin, mit sich vornehmen ließ.

„Fehlgeschossen! lieber Hofrath," fing jetzt Henneborn an. „Wie leicht hätten Sie das gute Thier in üblen Ruf bringen können! Es war nur Sehnsucht nach seinem Herrn, den es schon lange nicht gesehen hatte."

Dies durfte man auch für pünktlich wahr halten. Denn als ich Cousin von nun an täglich in seinem Stalle besuchen konnte, blieb er immerzu fromm und ruhig. Es war kein Recidiv mehr zu fürchten.

Einige Tage darauf fuhr ich mit Henneborns auf ihr Landgut. Es schien dazu gemacht, um sich durch Ruhe und Naturgenuß für das einförmige Stadtleben entschädigen zu können. Meine Genesung wurde dadurch vollendet. Wir verlebten sechs frohe Tage in engster Vertaulichkeit.

Eines Abends erzählte ich Henneborn

meine Duellgeschichte. Er schüttelte den Kopf. „Glauben Sie mir," fing er an, „ich habe mich in meinem Leben unzählige Male herumgeschossen und herumgehauen — ich habe niemals Kugel oder Spitze gefürchtet, und kann Ihnen die Spuren davon an meinem Leibe zeigen — aber es geschah immer nur aus Pflicht, im Dienste für meinen Herrn, dem ich geschworen hatte. Jedes Privatduell, etwa des Spiels, oder eines Mädchens, oder eines unüberlegten Wortes wegen, habe ich stets zu vermeiden gesucht, und halte es für abscheulich. Giebt's ja etwas von Bedeutung; so ist die bürgerliche Obrigkeit da, die mag entscheiden, und wird brav Stempelpapier dabei absetzen. Aber seine gesunden Glieder, sogar sein Leben einer platten Nichtswürdigkeit halber auf's Spiel zu setzen — das ist abscheulich — das läßt sich bei Gott wahrhaftig nicht verantworten. Dazu hat mir die Vorsehung das Leben nicht verliehen." —

Ich ließ ihm vollkommen Recht, suchte mich aber durch das Herkommen zu entschuldigen.

„Da sitzt's eben!" fuhr er fort. „Mit dem verfluchten Herkommen! Die größten Narrenstreiche will man durch das Herkommen verkleistern. — Wenn ich ein großer Herr wäre, so würde ich den Zweikampf — zwar nicht verbieten — weil die Erfahrung lehrt, daß bisher alle dergleichen Verbote nichts geholfen haben — aber ich würde die Duellanten für wahnsinnig und minorenn erklären, und sie müßten mir Zeitlebens unter Vormundschaft stehen." —

Die Obristin schien zu fürchten, daß mich die letzten Worte ihres Gemahls vielleicht angreifen möchten, und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Ich versetzte daher nur dieses: daß leider in meinem Vaterlande ein eben so hartes Gesetz bestände, welches den Duellanten für erbunfähig und landesverwiesen erkläre. Henneborn ward nachdenkend und schwieg.

Am folgenden Morgen kam Hofrath Bröckel mit einer Jagdflinte und einem Hünerhunde zum Vorschein. „Das ist brav," sagte der Obrist, „daß Sie uns nicht vergessen haben. Sie sind schon so gut, mein

kleines Revier ein wenig abzusuchen und uns etwas für die Küche zu liefern."

Bröckel, der augenscheinlich in keiner andern Absicht herausgekommen war, steckte ein Fläschchen Schnaps zu sich, und zog trillernd in's Feld ab. —

„Ich muß mir immer Zwang anthun," sagte der Obrist zu mir, „um nicht zu lachen, wenn ich den Hofrath sehe. Er ist ein herzensguter Kerl; aber auch ein blitznärrischer Kerl." — „Und so sonderbar gebauet," fiel ich ein. — „Das ist's eben," fuhr Henneborn fort, „was so leicht zum Lachen bewegt. Seine dachsähnlichen Beine, und dann der fürchterlich große und breite Steiß dazu! — Wenn man ihn von der Kehrseite sieht, so glaubt man einen zweiten Bauch zu erblicken. Aber, wie gesagt, ein seelenguter Mensch! An wen er einmal sich attachirt hat, für den geht er in's Feuer."

„Sitzt er in einem Kollegium?" fragte ich. — „Gott bewahre!" erwiederte der Obrist. „Er hat ein kleines unbedeutendes Amt, das ihm wenig zu schaffen macht, aber auch wenig einträgt. Den Hofraths=

titel hat er einem glücklichen Zufalle zu danken. Es blieb einmal die Landesherrschaft hier über Nacht, und die Bürger wollten ihr ein kleines Vergnügen durch ein Feuerwerk machen. Da war Bröckel der einzige, der etwas davon verstand. Sein Feuerwerk gelang über alle Erwartung, und zur Dankbarkeit wurde er Hofrath."

Da ich selbst ein Liebhaber der Pyrotechnie bin, so beschloß ich, noch näher mit ihm bekannt zu werden und gab dies dem Obristen zu erkennen.

„Da wird er bald Ihr vertrautester Freund werden; denn Feuerwerk und Musik sind seine zwei Steckenpferde." — „Auch Musik?" fragte ich mit einiger Verwunderung. — „Allerdings!" erwiederte der Obrist. „Er spielt eine ganz herrliche Violine und gilt hier allgemein für einen Virtuosen. Er maßt sich zwar auch an, ein Tenorsänger zu seyn und hört es gerne, wenn man von seinem Singtalent spricht; aber — daß Gott erbarme! — das Bellen meines Caro lautet fast eben so."

„Man kann ihn ja bei seiner Meinung lassen,“ sagte ich, „da er sonst so viel Gutes an sich hat.“

„Ja freilich!“ fuhr Henneborn fort, „der Meinung bin ich auch. Ueberhaupt sind's drei Punkte, wobei man sich gegen ihn vorzusehen hat. Einmal muß man schlechterdings seine Tenorstimme loben; dann will er für einen schönen, wohlgebildeten Mann gehalten seyn, obgleich er sein ganzes Leben hindurch mit Finnen zu kämpfen hat; und endlich wollte ich's Keinem rathen, nur ein Wort über seinen preußischen Zopf zu sagen. Von diesem ist er unzertrennlich. Die Tituskröpfe, die er nur Buschmänner nennt, möchte er alle in's Feuer werfen. Sie sind ihm ein Greuel.“ —

Wir unterhielten uns noch über die Eigenheiten dieses Mannes, als er schon mit vier Rebhühnern und zwei Hasen vom Felde zurückkam. „Wahrhaftig,“ rief ihm der Obrist entgegen, „man sollte Sie zum Oberforstmeister machen!“ — „Das wäre etwas für mich!“ erwiederte der Hofrath, „da könnte

ich zu Vierteljahren bei den Forstbedienten und Hammermeistern herumschmausen, und meine Kinder auch dazu, wenn mir der liebe Gott noch welche bescheeren sollte." —

Bei Tische gings still zu. Bröckel konnte vor vielem Essen und Trinken gar nicht zum Worte kommen. Endlich brachte Henneborn die Gesundheit der Hofräthin aus. Bröckel trank mit; er konnte jedoch seine sehr sichtbare Verlegenheit nicht verbergen, obgleich er sich durch Räuspern und Schneuzen davon zu befreien suchte. Durch den Toast: „Es lebe, wer Musik und Feuerwerk liebt!" machte der Obrist die Sache gleich wieder gut. Bröckel ward aufgeräumt, wie zuvor, und machte nun Anstalt, den Forellenbach durchzufischen, wohin wir ihm bald zu folgen versprachen.

„Der arme Bröckel," fing Henneborn an, als jener fort war, „ich hätte ihn beinahe in schlimme Laune versetzt! Sehen Sie, das Ding hängt so zusammen: Er hat nicht seine Frau, sondern ihr Vermögen, und sie nicht ihn, sondern seinen Hofrathstitel gehei-

rathet. Er befindet sich also in einem prekären Verhältnisse und — was ich noch von meinen Prozessen her weiß — nur im Quasibesitz ihres Eingebrachten. Fast jeden Thaler muß er von ihr erschmeicheln. Unglücklicherweise herrscht auch in ihrer Schlafstube das Simultaneum, das muß natürlich oft böses Blut setzen. Läßt er sich nun was darüber merken, so erhält der arme Teufel oft in acht Tagen kein Taschengeld und darf sich nicht einmal bei Tische sehen lassen. Da nimmt er dann seine Zuflucht zu mir und andern guten Freunden, welche sein musikalisches Talent schätzen und ist immer gut aufgenommen. Wer diese Umstände nicht weiß, kann leicht verleitet werden, ihn für einen gemeinen Schmarotzer zu halten, was er doch wirklich nicht ist."

Ich muß bekennen, daß mir die Lage dieses Mannes sehr weh that. „Auf diese Art," fragte ich, „werden die beiden Eheleute an einem dritten Orte wohl selten zusammen kommen?" — „Gewiß nicht," sagte der Obrist. „Bröckel würde ganz zuverlässig

durch's Fenster springen, wenn seine Frau die Treppe herauf käme."

Wir suchten jetzt den Ehestandsmärtyrer auf, und fanden ihn lustig und vergnügt mit dem Forellenfange beschäftigt. Er zeigte uns die schon vorräthige Beute und sagte, es seyen zwei dabei, die länger als sein Zopf wären; wie er sich denn überhaupt des letztern als Längenmaaß sehr oft zu bedienen pflegte. — Sein Anblick bewegte mich dies Mal zum Mitleid. „Gütiger Gott!" sagte ich zu mir selbst, „ist es denn eine so gar mißliche Sache um den Ehestand? Sollte es möglich seyn, daß du einst mit Emilien in einen ähnlichen Fall kommen könntest? — Lebt doch der Obrist so vergnügt mit seiner Gattin! — Und sie sucht alles hervor, um ihn stets froh zu erhalten." — Ich kam zuletzt mit mir überein, daß keine Regel ohne Ausnahme sey und daß der, welcher unter die Ausnahmen gehöre, unser innigstes Bedauern verdiene. Ein solcher bedauernswürdiger Gegenstand war mir jetzt Bröckel. Sein Unglück brachte mich ihm näher. Wir wur-

den bald die besten Freunde. — Als wir nach der Stadt zurückkamen, erkundigte ich mich zunächst nach meinem Cousin. Er war während meiner Abwesenheit fleißig in den Hof gelassen worden, wo er mich immer am Fenster zu erwarten schien und immer mit einiger Unruhe wieder umkehrte. Jetzt, da er mich erblickte, wieherte er laut auf. „Wir werden nun unsern Marsch nach L*** fortsetzen," sagte ich zu ihm; „da wirst Du kein so gutes Quartier finden."

„Gehorsamer Diener," fing der neben mir stehende Obrist an, „so geschwind geht's noch nicht." — Ich mußte versprechen, noch einige Wochen bei ihm zu bleiben, was ich um so lieber that, weil ich inzwischen Pollands Antwort und — was in meinen Umständen das wichtigste war — von meinem Vater auch Geld erwartete.

Meine Tage flossen jetzt immer angenehmer dahin. Jedermann im Hause schien mich recht eigentlich lieb gewonnen zu haben und mich meine ungünstige und ungewisse Lage vergessen zu machen.

Donnerstags kam ein Brief von des Obristen Sohn an. Er war Lieutenant in ***schen Diensten, und stand in ***. Das war ein Fest im ganzen Hause; denn er hatte schon lange nichts von sich hören lassen. „Nun muß Musik gemacht werden!" jubelte der Obrist, „das geht nicht anders. — Ich will Ihnen nur sagen," fuhr er gegen mich fort, „daß wir im Winter hier in meinem Hause alle vierzehn Tage ein Liebhaberkonzert haben; und das — hat sich gewaschen." — Er zählte mir nun alle die Mitspielenden vor, rühmte mir ihre bewährte Geschicklichkeit, und schloß zuletzt: „Wenn von den Herren keiner verreiset ist, so lasse ich sie morgen zu mir bitten. Da werden Sie Ihre Freude haben."

Henneborn hatte kein Wort zu viel gesagt. Das Konzert übertraf noch meine Erwartung. Es war ein solches harmonisches Ganzes, oder vielmehr eine solche vollständige Harmonie, als ich nur je gehört zu haben mich erinnern könnte. Fräulein Philippine spielte ein Konzert von Beethoven. Es war

einzig gesetzt und einzig vorgetragen. Ihr kühnes Spiel vergegenwärtigte mir meine theure Emilie, die aus ihrem Flügel die schmelzendsten Töne zu locken wußte, welche mich oft zu Thränen stimmten. Sie sang hernach eine Bravourarie von Päisiello, und ein rührendes Duett von Righini mit einem Herrn von Wässenheim, der früher schon ein Flötenkonzert von Hofmeister mit Ausdruck vorgetragen hatte.

Außerdem zog noch ein ehemaliger Mädchenschulmeister meine Aufmerksamkeit auf sich, welcher ein Violinkonzert von Rode mit einer Geläufigkeit spielte, daß man theils diese, theils die Zartheit seines Ausdrucks mit Erstaunen bewundern mußte.

Es war eben die Schlußsimphonie im Gange, als mich der Obrist lächelnd bei'm Arme nahm und mit den Augen auf die beiden ersten Violinisten, den Hofrath Bröckel und den gedachten Schulmeister, bedeutend hinwies. — Ich verstand ihn nicht gleich. „Sehen Sie nur rückwärts!“ zischelte er mir in's Ohr. — Es 'war ein eigenes

Schauspiel. — Bröckel trug, wie bekannt, einen Zopf; sein Kamerad, der Schulmeister, einen Haarbeutel. Je tiefer sie nun mit dem Kinne auf ihre Instrumente sich herabneigten, desto sonderbarer waren die Evolutionen ihrer Anhängsel. Der Zopf des Bröckel stieg manchmal geradezu in die Höhe, oder bildete wenigstens eine Diagonallinie. Der Haarbeutel des Schulmeisters aber taumelte von einer Seite zur andern, wie ein Betrunkener herum, doch so, daß wenn das Rückgrad des Schulmeisters zum Meridian angenommen wird, er immer mehr unter der westlichen, als unter der östlichen Länge zu liegen kam. Das herrliche Spiel dieser zwei Menschen ließ mich indeß die Posse bald vergessen, die unter andern Umständen mich ziemlich belustigt haben würde.

Bei'm Abendessen kam der Obrist auf die Virtuosität des Schulmeisters zurück. „Er ist überhaupt ein trefflicher Mann,“ fuhr er fort, „und wird als Schullehrer sehr vermißt. Aber sein Eigensinn, der Mode nicht nachzugeben, hat ihn um's Brodt gebracht.“

Jetzt erzählte er mir, daß der oberste Bürgermeister ein eitler, modesüchtiger Mann sey, der sich beleidigt glaube, wenn seine Umgebungen in altmodischer Tracht vor ihm erschienen, und ihm gleichsam einen Theil der Huldigung dadurch entzögen. An dem armen Knott, sagte er, habe er schon lange herumgerüttelt, um ihn, seiner Meinung nach, auf bessere Gedanken zu bringen. Er wollte ihn schlechterdings zum Modeproselyten machen. Knott blieb standhaft und wich weder zur Rechten noch zur Linken. Zum Backenbart und einer langen Hose hätte er sich endlich wohl noch verstanden; aber den Haarbeutel aufzuopfern, seinen vieljährigen treuen Begleiter hartherzig von sich zu stoßen, das war zu viel gefordert. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und Knott, der sich um keinen Preis titusiren lassen wollte, bei jeder Gelegenheit mit satyrischer Lauge begossen.

Zuletzt riß dem Schulmeister die Geduld aus. Er schrieb ein Flugblatt, unter dem Titel: „Profanität, oder der einzig wahre

Weg, sich bei der Welt beliebt zu machen," worin die Stelle vorkam: „Einen Menschen, der stets die Tabackspfeife im Munde führte, ohne daraus zu rauchen, würde man für verrückt halten; aber einen Mann dafür zu halten, der das ganze Jahr Sporen trägt, und fast niemals ein Pferd besteigt, daran denkt Niemand."

Der Bürgermeister, welcher nie ohne Sporen zu sehen war, fand sich dadurch getroffen und veranstaltete ein Gegenflugblatt, mit der Aufschrift: „Absurdität, oder der einzig wahre Weg, sich bei der Welt lächerlich und verhaßt zu machen;" in welchem der gute Knott erbärmlich mitgenommen war. Man konnte leicht voraussehen, daß der Schulmeister zu kurz kommen würde. Er erhielt seinen Abschied mit einem kleinen Gnadengehalt und sein Platz wurde mit einem jungen Tituskopfe besetzt, dessen ansehnlicher Backenbart in halbmondförmiger Richtung den Weg nach dem Munde wies.

Obgleich ich selbst mit diesen Vorzügen versehen bin, wie alle Welt weiß, so gehöre

ich doch nicht zu denjenigen Leuten, die den alleinseligmachenden Glauben zu haben meinen; sondern lasse gern Jeden nach seiner Weise singen und tanzen. Ich kann es daher nicht über's Herz bringen, mich zu der Gegenparthei des Schulmeisters zu schlagen. Obendrein hatte er mich ohnehin schon durch sein kräftiges Violinspiel auf seine Seite gebracht." Dies erwiederte ich dem Obristen und er schien damit zufrieden.

Vier Wochen war ich nun schon Henneborns Gast gewesen. Es war Zeit, seine Güte nicht länger zu mißbrauchen. Mit jedem Tage erwartete ich Antwort von meinem Polland; aber umsonst. Ich konnte mir sein Stillschweigen nicht erklären. Er wußte doch, woran mir so sehr gelegen war. Endlich fiel mir erst ein, daß ich seine Antwort in L*** zu suchen hatte. Sonst nirgends konnte er mich, meiner ihm ertheilten Nachricht zufolge, gegenwärtig zu finden glauben. Ich machte also Anstalten zu meiner Abreise. Der Obrist hatte zwar dies und das dagegen einzuwenden; aber die

Wichtigkeit der Sache sah er doch ein. Der dienstfertige Hofrath Bröckel, welcher eben dazu kam und dem so sehr, als dem Obristen, an meinem längern Verweilen in Mehlsburg zu liegen schien, schlug sich rasch als Vermittler vor. „Ich reite auf Ihrem Cousin nach L***," sagte er, „und wenn Briefe an Sie auf der Post liegen, bringe ich sie mit zurück." — Dieser Vorschlag fand Beifall. Bröckel reisete gleich am folgenden Morgen ab und wir wünschten ihm Glück auf den Weg. —

Henneborn, der unermüdet auf meine Zerstreuung sann, weil er wohl wissen mochte, daß stets genährter Kummer so viel als Gift sey, machte mir inzwischen den Antrag, mit ihm in den Clubb, oder, wie man's hinterher nannte, in die Harmonie zu gehen. Ich fand da alles recht nett und anziehend eingerichtet; ein schönes und bequemes Local, eine ansehnliche Versammlung, gute und schnelle Bedienung und so weiter.

Wir mochten vielleicht einige Stunden in den vor uns gelegenen Zeitungen und

Journalen gelesen haben, als wir auf ein Mal durch ein lautes Geschrei aus einem der Nebenzimmer unterbrochen wurden und deshalb aufstanden. Wir erblickten erhitzte Gesichter von noch schnaubenden Menschen, hörten die Worte: „dumm, einfältig, alte Weiber, Esel" fallen und konnten nur mit Mühe bis zu unsern Hüthen gelangen.

„Jetzt wollen wir gehen," sagte der Obrist, „das ist abscheulich." Hinter uns ging einer die Treppe herunter, der noch immer gewaltig auf die Franzosen schimpfte. Die Veranlassung des Lärms war also gleich zu errathen.

Als wir zu Hause waren, sagte Henneborn: „Es thut mir herzlich leid, daß wir heute so übel angekommen sind. Ich glaubte Ihnen einige Zerstreuung zu verschaffen." — „Zerstreuung genug!" gab ich ihm zur Antwort. „Auf den Kaffeehäusern meiner Vaterstadt habe ich oft die nämlichen Auftritte erlebt. Der leidige Partheigeist treibt jetzt überall sein Spiel." — „Und was das Abscheulichste bei der Sache ist," fuhr der Obrist

fort, „so stehen meist Männer an der Spitze der Franzosenvertheidiger, welche auf Bildung und Verstand Anspruch machen und sonst überall für gescheute Köpfe gelten." — „Ein wahrhaft gescheuter Kopf," fiel ich ein, „kann nie dem französischen Unfug das Wort reden. Gewöhnlich sind's leidenschaftliche Menschen, die nichts besseres zu thun wissen, und sich durch jedes Neue gleich exaltiren lassen, oder solche, die eine Superiorität des Verstandes affectiren, indem sie der einstimmigen Meinung der Mehrzahl hartnäckig widersprechen." — Henneborn gab mir Recht. „Wär's nicht darum zu thun, zuweilen ein Journal zu lesen," setzte er hinzu, „ich würde die Harmonie schon längst quittirt haben." —

Nach sechs Tagen kam Bröckel glücklich und gesund von L** zurück. Cousin hatte ihn zwei Mal unterweges abgesetzt, aber ohne Schaden. Ich erhielt nun den ersehnten Brief von Polland, der richtig dort auf der Post gelegen hatte. Aber welchen Brief! Hier ist er.

Polland an Henry.

„Da Du mein Herz kennst, so brauche ich Dir nicht zu sagen, mit welcher Beklemmung ich Dir jetzt antworte. Ein grausames Schicksal scheint über Dir zu schweben, das ich beschwören zu können wünschte. O Gott! warum kann es nicht? — —"

„Wisse demnach, daß Bersche todt ist! Er starb am fünften Tage nach der erhaltenen Schußwunde. Hüte Dich vor der Rache seiner untröstlichen Eltern!"

„Als ich zu Deinem Vater kam, fand ich ihn äußerst gegen Dich aufgebracht. Ich suchte Dich zu entschuldigen, daß es eine Ehrensache gewesen sey, daß Du den Schritt nun sehr bereuetest. Das half alles nichts. Er verwarf meine Gründe mit einer Hitze, die ich ihm nimmermehr zugetraut hätte. „Er mag nun sehen, wie er draußen zurecht kommt," sagte er zu mir. „Von mir hat er nichts zu erwarten. Er ist nach unsern Gesetzen schon enterbt." — Auf meine Aeußerung, daß, obgleich Du nach den Gesetzen erbunfähig seyst, es dennoch nur von seinem

Willen und von seiner Liebe zu Dir abhänge, Dich heimlich zu unterstützen, versetzte er ganz heftig: „Nein! er soll's fühlen, daß er gesündigt hat — er soll und muß es fühlen — ihm zu Liebe kann ich das Gesetz nicht hintergehen; wenn das Gesetz befiehlt, der Sohn soll erbunfähig seyn, so befiehlt es zugleich dem Vater, den Sohn zu enterben. Und damit Punktum!" — wobei er mit geballter Hand auf den Tisch schlug. „Ich habe auch schon nach Rußland geschrieben," fügte er noch hinzu, „daß ihm mein Schwiegersohn keinen Aufenthalt geben soll, wenn er sich allenfalls als ein verfluchter und unsteter Kain dahin verirren sollte." —

An diesem Tage war nichts mit ihm zu machen. Am folgenden war er nicht zu Hause. Der Bediente sagte mir, er sey zu Emiliens Mutter gegangen. — Am dritten traf ich ihn bei'm Kaffeetrinken. Er nöthigte mich zum Sitzen, was er das vorige Mal nicht gethan hatte. Ich glaubte, ihn nun besser gestimmt zu finden und rückte also gleich wieder mit Deinem Auftrage hervor,

Jetzt ging der Teufel von Neuem an. Er wolle ein für alle Mal nichts mehr von Dir wissen — Du seyest ein ungerathener Sohn — hättest Dich selbst enterbt u. s. w.

Nach langem und hartem Kampfe willigte er endlich ein, für dasjenige, was Du bei ihm zurückgelassen hättest, Dir den Werth zu bezahlen. Es wurde also zuerst Dein Tagebuch vorgenommen, und da fand sich, daß Du gegen fünfhundert Thaler noch einzunehmen hättest. Dein Mobiliarvermögen schlug der Taxator auf sechshundert Thaler an, und Deine Büchersammlung wurde nur obenhin ebenfalls auf sechshundert Thaler geschätzt.

Als ich hiernach auf siebenzehnhundert Thaler bestand, wurde er fast unwilliger, als zuvor. „Was soll ich mit den Büchern thun?" rief er aus. „Ich habe für mich schon Bücher genug. All' das dumme neologische Zeug sollte man in's Feuer werfen!" — Ich suchte ihn darüber zu beruhigen und bat ihn um die Erlaubniß, sie Dir nachschicken zu dürfen. „Das können Sie thun,"

sagte er, „so darf ich doch den Plunder nicht länger mehr unter meinem Dache haben.“

Nachdem ich mit diesem Punkt im Reinen war, vermuthete ich, in der Hauptsache um so weniger Anstand zu finden und bat ihn also um die Auszahlung der noch übrigen elfhundert Thaler. Er verweigerte sie aber unter vielem Toben, wollte nicht mehr als achthundert Thaler geben und verlangte zuletzt noch vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. — Meine Niedergeschlagenheit und mein Unwille konnten ihm nicht entgehen. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, verließ ich sein Zimmer.

Während ich bis zum folgenden Morgen auf Mittel sann, Deine Verlegenheit zu beschwichtigen und überall Anstände fand, schickte er mir endlich den beiliegenden Wechsel auf tausend Thaler in Golde und zog mich damit aus meiner Unruhe. — Was ich von Deinem Vater urtheilen soll, weiß ich selbst nicht. Er bringt Dich um hundert Thaler, statt daß er fünfhundert noch hinzuthun sollte. Mir blutet das Herz um

Dich. Gieb mir nur bald Nachricht von dem richtigen Empfang!

Die Kiste mit den Büchern wird nächstens nachfolgen. Mit ihr erhältst Du einen Brief von Emilien. Sie ist ganz außer sich über Dein Schicksal. — Gott verleihe Dir Glück zu Deinen Unternehmungen! Möge es Dir in L*** so gut gehen, wie es mein Herz wünscht! Ewig der Deinige."

Man denke sich nun in meine Lage! All' mein bisheriger Frohsinn war auf ein Mal dahin. Henneborns merkten mir's ab. Bröckel ging schweigend umher. Es war Alles verändert. Ich sagte ihnen von dem Inhalt des Briefes so viel, als ich nöthig fand, und wurde herzlich bedauert.

Meines Bleibens war jetzt nicht mehr in Mehlburg; das sah der Obrist selbst ein. Ich trennte mich schwer von ihm; aber ich mußte. „Geht's Ihnen nicht nach Wunsch," sagte er am letzten Abend, „so wissen Sie mein Haus. Bei mir finden Sie Aufnahme, so oft Sie wollen." — Wir schieden sprachlos.

Als ich in's Freie kam, ward mir's etwas leichter. Mein Cousin, der mich so lange nicht getragen hatte, eilte munter und rüstig mit mir davon. Ach! er wußte nicht, was damals in mir vorging, — er wäre sonst langsamer gegangen. — Es gehörte Seelenstärke dazu, dem Andrange von Bewegungen zu widerstehen, die jetzt, da ich allein war, unaufhörlich auf mich einstürmten, und diese fehlte mir. — Bersche ist todt, sagte ich zu mir, von dem du noch immer heimlich hofftest, daß er davon kommen würde. Er ist wirklich todt und du hast ihn aus Leichtsinn gemordet. Sein Schatten verfolgt dich. Seine Eltern verfluchen dich — wie kann dir's wohl gehen? — Und dein Vater — dein alter Vater — den du so lieb hattest — er enterbt dich — er betrügt dich — er will nichts mehr von dir wissen. — Nein! Er kann mein Vater nicht seyn — sein schreckliches Benehmen heißt mich daran zweifeln. — Und was hat er jetzt bei Emiliens Mutter zu thun? Will er das Mädchen bei ihr verdächtig machen? Soll sie

noch unglücklicher werden, als sie es schon durch mich ist? —

Man muß bekennen, daß e nach so vielen angenehmen Tagen und Wochen nicht leicht eine traurigere Unterhaltung für mich geben konnte, als eben diese; und doch fand sich während der dreitägigen Reise mein Geist fast fortwährend dazu hingezogen, so daß ich kaum die Namen der Orte gemerkt habe, in welchen ich still lag. Was mich am tiefsten kränkte, war das Betragen meines Vaters. Eine solche Disharmonie unter uns Beiden hätte ich nie erwartet.

Fünftes Kapitel.

Etwas Provisorisches.

In den neuern Zeiten hat man allen Scharfsinn aufgeboten, um das Paßwesen auf den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Und doch wird er nicht immer erreicht. Ich reisete durchaus ohne Paß und kam aller Orten glücklich hindurch. Nur ein einziges Mal wurde ich angehalten. Ich gab mich für einen Landarzt aus, der eiligst zu einem Kranken in die Stadt berufen worden sey, und man ließ mich passiren.

Gleich nach meiner Ankunft erhob ich mein gegenwärtiges ganzes, leider nur allzu kleines Vermögen, bei'm Kaufmann Habakuk. Er war so gütig, mir ein anständiges Quartier gleich in seiner Nähe vorzuschlagen, das ich auch bezog. Der Besitzer

des Hauses war ein reicher Kammercommissär, ohne Frau und Amt.

Acht Tage darauf erhielt ich meine Bücher — mit ihnen folgende Briefe.

Emilie an Henry.

„Wie unglücklich haben Sie sich und mich gemacht, lieber Henry! Wer hätte glauben mögen, daß Ihre heiße Liebe zu mir auf solche Abwege Sie führen würde! — Verzeihen Sie mir! Sie hatten Unrecht. Ich konnte es dem Lieutenant Bersche nicht versagen, wie er mich damals zum Tanz aufforderte. Es würde dies eine Beleidigung für ihn gewesen seyn, und Sie wissen ja wohl, daß er ein französischer Officier war — der Officier einer Nation, die man jetzt schonen muß. Wahrlich! Sie hatten Unrecht, lieber Henry! Dieser einzige öffentliche Tanz konnte meiner Liebe zu Ihnen nichts entziehen. Er war nicht einen Tropfen des Blutes werth, das Sie in so großer Menge vergossen haben. —

Doch, warum mache ich Ihnen Vorwürfe? — Vorwürfe über eine Sache, welche

nun nicht mehr zu ändern ist? — Wären es nicht zugleich Vorwürfe über Ihre heftige Liebe? Und lag mir nicht Alles daran, so von Ihnen geliebt zu werden, wie Sie mich geliebt haben? —

Nein! Ich will Ihr Unglück nicht vergrößern. Sie büßen jetzt mehr, als Sie sollten. Und ich — büße mit. Mit rothgeweinten Augen suche ich stets das Dunkel, — kein wohlthätiger Schlaf erquickt Ihre jammernde Emilie; ich fliehe die Menschen, weil kein Henry darunter ist.

O Gott! wie hat sich Alles bei uns geändert! — Wenn ich an die vergangenen Zeiten zurück denke, wo wir so traulich und froh beisammen saßen, und meine Mutter mit Wohlgefallen auf uns hinsah, wenn wir Hand in Hand auf den Wiesen herumschlenderten, und uns, tausendfach selig, stets neue Liebe schwuren. — Gewiß, Henry! die Liebe wird uns noch vereinigen, wenn auch nicht gleich, doch in der Zukunft. Ihr Kopf und Ihr Herz müssen Sie glücklich machen. Dann eile ich auf Flügeln der Liebe in Ihre Arme.

Nachschrift: Ihr Vater hat uns schon einige Male besucht; aus welcher Absicht, weiß ich nicht. Vielleicht will er verhindern, daß ich Ihnen nicht nachreisen soll. Aber, so lange meine Mutter lebt, geht das ohnehin nicht. — Leben Sie wohl, mein Theurer! und vergessen Sie nie Ihre ewig treue Emilie!"

Polland an Henry.

„Obgleich ich Deine Antwort auf meinen Brief, welchem der Wechsel auf tausend Thaler beilag, bis heute noch nicht erhalten habe: so eile ich doch, beifolgende Kiste mit den Büchern unverweilt an Dich abzusenden, weil ich voraussetze, daß sie Dir bei Deinem vorhabenden Etablissement nöthig und willkommen seyn werden.

Beim Einpacken derselben ließ sich Dein Vater nicht sehen. Er gab mir bloß seinen Bedienten bei, der mir fleißig mit arbeiten half. Als ich mir merken ließ, daß ich aus dem auffallenden Betragen Deines Vaters gar nicht klug werden könne, erwiederte er: „Ihnen darf ich's wohl sagen, er war schon lange her auf Eduard nicht gut zu sprechen.

Einmal war ihm sein Umgang mit Emilien, ich weiß nicht warum? zuwider; dann ärgerte er sich, daß die Patienten nur immer nach dem jungen Herrn, und nicht nach dem alten schickten; und endlich konnte er's auch nicht leiden, wenn ihm Eduard widersprach, und Manches besser wissen wollte." —

Wenn der Diener die Wahrheit geredet hat, so ließe sich das Räthsel zwar einigermaßen auflösen. Aber eben so gut sollte man auch schließen, daß, wenn Dein Vater jener Umstände wegen über Dich aufgebracht war, jetzt, nach Deiner Entfernung, sein Unwille aufhören und ganz entgegengesetzten Empfindungen Platz geben müßte. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich glauben soll. Gebe der Himmel, daß er bald zu mildern und väterlichen Gesinnungen gegen Dich zurückkehre, und daß Du in L*** die goldene Praxis wieder finden mögest, welche Du hier verlassen mußtest!

Von Emilien sage ich nichts. Ihr Brief wird Dir Alles sagen. — Ewig Dein treuer, redlicher Polland."

Von den herbsten Gefühlen überwältigt, suchte ich ihrer durch einen Spazierritt los zu werden. Zum Theil gelangs. Nach meiner Heimkunft beantwortete ich die beiden Briefe — den erstern sehr zärtlich, den letztern höchst freundschaftlich. Und da ich nun einmal in's Schreiben gerathen war, so schrieb ich auch an meinen unvergeßlichen Henneborn, meldete ihm meine Ankunft, dankte für seine Güte, und empfahl mich seinem Andenken. — Die Erinnerung an Mehlburg heiterte mich wieder auf. Ich konnte die von meinem Vater erlittene harte Behandlung etwas ruhiger beschauen.

Daß ihm mein Umgang mit Emilien nicht anstand, hatte ich längst errathen. Ich wußte auch, daß er sich nicht gern von mir widersprechen ließ, indem er fest an seinem alten Schlendrian hing, und Alles, was die seit dreißig Jahren erweiterten Kenntnisse in der Chemie und Heilkunst vernünftiger Weise an die Hand gaben, hartnäckig zu verwerfen pflegte. Das war mir aber unerwartet, daß er ganz gegen die Art gewöhnlicher Väter,

die ihre Kinder so gern glücklich sehen, oft mit ihrem eigenen Schaden glücklich machen, mein rasches Emporkommen mit scheelen Augen angesehen, und, sey es nun aus Geldneid, oder beleidigtem Stolze, mich deshalb angefeindet haben sollte. Und doch war ich geneigt, es jetzt zu glauben. Ich war beinahe gezwungen, es zu glauben. Der Bediente hatte es ja gesagt. Was sollte ihm das Lügen nützen? — Nein! Er kann mein Vater nicht seyn. — Er kann es nicht seyn.

Ich meldete mich beim Stadtpräfekten, oder Mandarin, wie man ihn spottweise zu nennen pflegte, um die Erlaubniß, praktisiren zu dürfen. Er empfing mich sehr höflich, sagte, es wäre hier ohnehin Mangel an geschickten Aerzten, es würde mir leicht werden, mich empor zu schwingen, ich möchte nur mein Gesuch schriftlich übergeben, so würde mir die Erlaubniß ohne allen Anstand ertheilt werden.

Die Artigkeit dieses Mannes hatte mich so sehr für ihn eingenommen, daß es mir gar nicht einfiel, in die Redlichkeit seiner

ohne daß ich seinen Herrn diesmal zu sprechen verlangte, der ohnehin vielleicht in der Badewanne saß, und war nun neugierig, was der Erfolg seyn würde.

Mittlerweile ward ich mit meinem Miethherrn, dem Kammer-Commissär, näher bekannt. Er war eine eigene Gattung von Wesen, von welchen die Schrift versichert, daß selbst der Mörser nichts helfe. Alle seine Zimmer waren theils mit in- und ausländischen sehr sauber ausgestopften, theils mit lebendigen Vögeln dermaßen überfüllt, daß es große Anstrengung erforderte, vor dem Geschrei der letztern zuweilen zum Wort zu kommen. Dabei verbreitete der scharfe Geruch des vielen Unraths von ihnen eine Art von Stickluft, die mir wenigstens die Brust beengte. Ich hielt mich deswegen niemals sehr lange bei ihm auf. Dazu kam noch, daß manche dieser Geschöpfe frei in den Stuben herum flogen, wodurch man jeden Augenblick in Gefahr war, beschmutzte Kleidungsstücke zu erhalten, was freilich den Kammer-Commissär in seinem funfzehnjährigen Schlafrocke

gar wenig zu rühren schien. Man kann sich vorstellen, daß seine Büchersammlung größtentheils aus ornithologischen Schriften bestand, worunter sich viele der theuersten Kupferwerke fanden. Letztere pflegte er alle Wochen einmal höchst andächtig durchzublättern.

Neben dieser Beschäftigung schrieb er sich täglich alle in den Kalendern, Zeitungen und Journalen befindlichen Räthsel, Charaden, Logogryphen, Homonymen und dergleichen Schnickschnack sorgfältig auf, zerbrach sich Stundenweise den Kopf damit, und jauchzte, wie ein Dieb, wenn er zuweilen die Auflösung getroffen hatte. „Da sehen Sie," sagte er dann, mit dem Blatt in der Hand, wenn man ihm ungefähr in den Weg kam, „habe ich's nicht gleich gesagt, so würde es kommen? Habe ich's nicht glücklich errathen? Aber es gehört auch Kopf und Anstrengung dazu," setzte er öfters bei; „ohne scharfen Verstand ist da nichts zu machen." —

Er hat bereits ein ziemlich großes Convolut zusammen geschrieben, das sich bei der großen Betriebsamkeit unsers Zeitalters, den

Verstand zu schärfen und zu erleuchten, bis zu seinem, Gott gebe! seligen Ende noch beträchtlich vermehren, und seinen Erben dereinst ein freudiges Vermächtniß seyn wird.

Wenn es mit den Vögeln und Charaden nichts zu thun gab, verstieg er sich auch zuweilen in die mathematische Chronologie. Die goldene Zahl, der Sonnenzirkel, und der Sonntagsbuchstabe verleiteten ihn oft zu den abentheuerlichsten Einfällen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß er daraus nicht nur Wind und Wetter, sondern auch das Schicksal der ganzen Welt prophezeihte, und wehe dem, der ihm darin widersprochen hätte! —

Aus Furcht vor Dieben ließ er gleich mit Eintritt der Nacht sehr sorgfältig die Hausthür versperren. Da sie ein doppeltes Schloß hatte, so mußte jeder, der dann hinein oder heraus wollte, mit zwei großen schweren Schlüsseln versehen seyn, welches mir oft zur Last fiel. — Im Hause selbst forderte er ganz ungestörte Ruhe. Fiel etwa ein Buch vom Stuhl, oder es ereignete sich sonst eine laute

Bewegung in meinem Zimmer, so mußte die Magd nach dem, was vorgefallen war, augenblicklich nachfragen.

Auf der andern Seite plagte ihn die Neugierde. Es konnte Niemand zu mir kommen, oder mich verlassen, den er nicht durch ein kleines auf die Hausflur gerichtetes, und inwärts mit einer grünen Decke bekleidetes Fenster sorgfältig beäugelt hätte. — Mit diesem sonderbaren Menschen wohnte ich unter einem Dache.

Da ich vom Mandarin keine Antwort erhielt, so übergab ich nach acht Tagen ein zweites, dann ein drittes, endlich ein viertes, und zuletzt ein fünftes und sechstes Schreiben. Es mußte mir in meiner Lage sehr viel daran liegen, bald bestimmen zu können, was aus mir werden sollte. Alles umsonst! Auch war er nicht zu sprechen, da ich mich noch einmal überwunden hatte, zu ihm zu gehen.

Nach reifer Ueberlegung blieb mir jetzt nichts mehr übrig, als mich dem geforderten Examen geduldig zu unterwerfen. Ich mel-

dete dies dem Kollegium Medikum, und bat um Anberaumung eines Termins hierzu.

Während das alles vorging, hatte ich zweimal Briefe von Polland erhalten. In dem ersten schrieb er mir, daß sich mein Vater nicht von ihm sprechen lasse, und ihm bei jeder Gelegenheit ausweiche, daß aber derselbe seine Besuche bei Emiliens Mutter fleißig fortsetze. Im zweiten kam er mit der närrischen Nachricht: die ganze Stadt sey voll, mein Vater werde Emilien heirathen.

Dies fuhr mir blitzschnell durch den Kopf. Heirathen? sagte ich zu mir — mein Vater heirathen? — Und Emilien heirathen? — Das ist nicht möglich. Er 66, sie 18 Jahre alt? — Das ist nicht möglich. Freund Polland will nur hören, was ich dazu sage — oder man hat ihm ein Mährchen aufgeheftet. — Ich dachte später der Sache ernstlicher nach. Warum geht er so fleißig zu ihrer Mutter? Warum that er das sonst nicht? Warum war's ihm so unleidlich, wenn ich von Emilien kam? Wenn ich sie pries und lobte? Wenn ich sie zu besitzen wünschte? —

Warum schreibt mir Emilie nicht? Die letzte Frage packte mich am stärksten. Ich ward argwöhnisch und tief bekümmert. Im Drange der Leidenschaft schrieb ich an Emilien.

„Ist's Ihnen an meinem Unglücke noch nicht genug? — Wollen Sie mich noch unglücklicher machen? — Soll der Glaube, der felsenfeste Glaube an Ihre Liebe und Treue, dieser Glaube, der mich allein bisher mein Schicksal ruhig ertragen half, mir auf einmal — und so schrecklich geraubt werden? — Nein, Emilie! Es müssen böse, verdorbene Menschen seyn, die Ihnen so etwas nachreden. Ich kann es nicht glauben. Ich wüßte nicht, wodurch ich Ihnen Anlaß gegeben haben könnte, mich treulos zu verlassen, und den heißliebenden Sohn dem alten schwächlichen Vater aufzuopfern. Womit würden Sie das entschuldigen können? — Erinnern Sie sich noch der vielen theuern Eide: Sie oder keinen? Verlangten Sie nicht dasselbe auch von mir? Und, o! wie gerne schwur ich's! Wie gerne schwör ich's noch heute! — — Wahrlich! Emilie! Sie würden weder

Glück noch Segen haben, wenn Sie Ihren Eid brächen. Der über uns wohnt, hat ihn mit angehört. Vergessen Sie das nicht!

Aber ich beleidige Sie ja, indem ich Sie einer solchen Handlung fähig halte. Ich setze als geschehen schon voraus, was doch unmöglich geschehen kann. Verzeihen Sie meiner Schwäche! Ich bin zu sehr im Innern bewegt, als daß ich in diesem Augenblick über mich Herr werden könnte. Lassen Sie mich nur bald wissen — ich bitte, eilen Sie, mir zu sagen, daß ich ein Narr sey — daß ich Pollands Geschwätze nicht hätte glauben sollen — daß Sie mir weit mehr Verstand zugetrauet hätten — kurz! strafen Sie mich durch Widerlegung, und helfen Sie mir zu meiner Ruhe!"

Wie froh und munter fliegt der Vogel umher, so lang er sich frei weiß! Sitzt er einmal auf der Leimruthe fest, dann flattert er unruhig nach allen Seiten hin und verliert zuletzt selbst die Schwingfedern.

In einem Zustande von Unmuth, Bangigkeit und Hoffnung trieb ich mich zwei

Tage herum und gerieth endlich zum Pfarrer Roth. Er merkte gleich, daß mir etwas fehlen müsse. Ich erzählte ihm mein bisheriges Mißgeschick in Ansehung der gesuchten Erlaubniß — daß es mir wehe thäte, mich so geringschätzig behandelt zu sehen — daß ich aus dem Betragen des Mandarins gegen mich nicht klug werden könne u. s. w.

„Wären Sie früher zu mir gekommen, lieber Henry!" sagte der Pfarrer, „so würde Ihnen ein freundschaftlicher Rath von mir vielleicht sehr nützlich gewesen seyn; aber nun ist's zu spät, weil Sie sich zu dem, was man von Ihnen verlangt hat, bereits verstanden haben. Mit Briefen und Bittschreiben ist da nichts zu machen. Der Mandarin hat ein Faß, in welches sein Kammerdiener die an ihn gerichteten Schreiben einwerfen muß. Alle acht Tage wird das Faß gemustert. Man eröffnet die Briefe und sieht bloß nach der Unterschrift. Sind sie von Menschen, welche sich schon empfohlen haben und denen man wohl will, so werden sie bei Seite gelegt. Die übrigen

wandern in's Faß zurück und — dann in's Feuer, wohin auch die Ihrigen höchst wahrscheinlich gelangt seyn werden."

„Aber ich hatte mich ja im Anfange gleich empfohlen?" erwiederte ich. — „Das heißt, Sie sind bei ihm gewesen und haben Ihre persönliche Aufwartung gemacht. Nicht wahr?" — „Allerdings! Und habe mich und mein Anliegen dabei empfohlen." — „Das heißt hier nichts," fuhr der Pastor fort. „Selbst kann man sich nicht empfehlen — man muß empfohlen werden." — Ich fragte, durch wen? — „Entweder durch den Kammerdiener —" — „Pfui!" — „Oder durch die Kammerjungfer —" — „Pfui! pfui!" — „Oder durch den Moses Aaron." — Hier verstummte ich gänzlich. „Ich sehe," sagte der Pfarrer, „daß Sie stutzen. Uns sind aber dergleichen Dinge etwas Alltägliches, obgleich wir sie im Grunde verabscheuen." — „Da sey Gott vor!" rief ich entrüstet aus, „daß ich niemals so tief sinken sollte. Ich will geraden Weges durch die Welt gehen." — „Sachte, sachte!" versetzte der Pastor;

„wissen Sie den Spruch nicht: „Wollt' ich hindurch, mußt' ich mich bücken." "

Diese Unterhaltung war eben nicht dazu gemacht, einen durchaus verstimmten Menschen auf ein Mal umzustimmen. Inzwischen bot ich alle meine Kräfte auf, dies zu bewirken und überzeugte mich endlich, daß wirklich diese Welt ein großes Narrenhaus sey, indem wir niemals ganz zufrieden gestellt werden können und daß wir unsere Ruhe und Zufriedenheit bloß in uns selbst suchen müssen.

Der Tag zum Examen brach nun an. Nicht, als ob mir davor leid gewesen wäre — denn ich hatte bekanntermaßen die mancherlei Touren dieses Fischerstechens schon zwei Mal durchgemacht — sondern, weil ich mir überhaupt, nach den bisherigen Schikanen zu urtheilen, nicht viel Gutes für die Zukunft versprach, begrüßte ich ihn voll Mißmuth.

Als ich in's Prüfungszimmer eintrat, standen die sämmlichen Herren Examinatoren in voller Rüstung, fünf Mann hoch, vor

mir auf. In allen ihren Gesichtern drückte sich etwas aus, das ungefähr sagen wollte: „Da kommt schon wieder einer, der uns den Bissen vom Munde wegschnappen will.“ Ich wurde gebeten, mich zu setzen.

Der jüngste nahm die Botanik mit mir vor; von der Ceder auf dem Libanon an bis zu dem Ysop, der an der Wand wächst. Er schien recht wohl mit mir zufrieden zu seyn; denn ich erzählte ihm fast mehr, als er selbst wußte. Der zweite ging die Arzeneimittellehre mit mir durch und prüfte mich im Receptschreiben. Auch der hatte nichts an mir auszusetzen. Der dritte versuchte mich in meinen anatomischen Kenntnissen und ließ mich zum Dessert die griechisch-lateinischen Namen der gangbarsten Krankheiten deklamiren. Da meine Stimme sehr sonor ist, so schien sein Blick mit Wohlgefallen auf mir zu ruhen.

An dem vierten fand ich einen rüstigen Chemiker. Er warf mit Gasen, Stoffen und Säuren dergestalt um sich herum, daß ich alle Augenblicke in Gefahr stand, von

ihm zersetzt oder aufgelöset zu werden. Indessen parirte ich immer glücklich aus, bis er zuletzt noch einen Hauptangriff auf mich wagte und die Beantwortung der Frage verlangte: wie viel Theile Stickgas, Oxygen und Kohlensäure in hundert Theilen atmosphärischer Luft enthalten seyen? — Ich gestand ihm offenherzig, daß ich dies so ganz genau nicht zu bestimmen wüßte; so viel ich mich aber noch von der Akademie her erinnerte, möchten beiläufig drei Viertheile Stickgas und nur der hundertste Theil Kohlensäure darunter befindlich und das übrige Oxygen seyn. — Nun ließ er von mir ab.

Der fünfte, ein robuster, eingebildeter Mann, las die Fragen an mich alle vom Papier ab; wahrscheinlich, weil es ihm zu gewissen Zeiten am Gedächtniß fehlte. Er ging die ältern und neuern Heilsysteme mit mir durch und erklärte sich endlich für das Brownische. „Ja, ja!" sagte er hierbei, „das ist der Natur gemäß — was schwach ist, muß gestärkt, und was stark ist, muß geschwächt werden."

Wenn gleich die Starken des Arztes eigentlich nicht bedürfen, so soll er sich doch derselben vorzüglich angenommen und schon mehrere von ihnen gänzlich wieder geschwächt haben.

So hatte also die große Haupt- und Staatsaktion, zu meiner Zufriedenheit wenigstens, glücklich das Ende erreicht und jeder von uns ging wieder in sein Haus und zu seiner Handthierung zurück.

Es würde lieblos seyn, wenn ich den Herren nicht die Gerechtigkeit angedeihen ließe, daß sie bei meiner Prüfung ihre vollständigste Schuldigkeit gethan und wenigstens einige Blößen bei mir zu entdecken, sich alle Mühe gegeben haben, worunter besonders dem Chemiker das größte Lob gebührt. Sie waren aber auch zugleich so gütig, bei meinem Abschiede mich zu versichern, daß nun meine Ernennung zum ausübenden Arzt keinem Anstande mehr unterworfen sey.

Diese Versicherung wurde bald verwirklicht. Der Mandarin schickte mir ein Dekret zu, durch welches ich provisorisch wurde,

was ich seyn wollte. — Sonderbar! dachte ich; zum provisorisch-prakticirenden Arzte angestellt! — Was soll das heißen? Es war mir zwar nichts Neues, daß es provisorische Bsitznahmen und provisorische Steuerfüße giebt; aber von einem provisorischen Arzte hatte ich noch nie gehört. Da mir indessen einfiel, daß in einem provisorischen Steuerfuße der Vorbehalt liege, die Steuern erhöhen, nie aber mehr mindern zu können; so glaubte ich im Klaren zu seyn und beruhigte mich mit der Hoffnung, daß mir durch das Wort provisorisch die tröstende Aussicht, immer höher und höher zu steigen, stillschweigend geöffnet sey. Ich war also mit der vorläufigen Entwickelung meines Schicksals provisorisch zufrieden, obgleich ich eine Menge von Sporteln definitiv bezahlen mußte.

Sechstes Kapitel.

Der geduldige Bartscheerer.

Emilie an Henry.

„Wie wenig kennen Sie noch Ihre Emilie! Wer hätte glauben sollen, daß ein bloßes Stadtgeschwätz Sie so sehr beunruhigen würde! — Seyn Sie versicherl, Henry! ich liebe Sie über alles; mein Herz und meine Hand gehört nur Ihnen und nie werde ich meinen Schwur brechen. Es ist wahr, Ihr Herr Vater besucht uns jetzt öfter. Er hat uns schon zwei Mal zu Spazierfahrten eingeladen und bietet alles auf, um uns Vergnügen zu machen. Aber vom Heirathen — war noch keine Rede. Gegen einige seiner Vertrauten soll er sich zwar geäußert haben, daß, wenn er ein Frauenzimmer von Geschmack fände, er ihr auf der Stelle diejeni=

gen achtzehntausend Thaler vermachen wolle, welche Ihr dereinstiger Erbtheil gewesen seyn würden, und die Sie nun gesetzmäßig auf immer verloren hätten, und dieses wäre denn doch keine geringe Lockspeise. — Ob ich nach seinem Geschmack bin, da er, mein lieber Henry! unsern langen vertrauten Umgang kennt, zweifle ich sehr. Ob ich mich entschließen könnte, ihn zu heirathen, selbst wenn es mit Ihrer Einwilligung geschehen könnte, zweifle ich noch stärker. — Was müßte das für ein trauriger, langweiliger Ehestand werden! Ein Mann von nahe an siebenzig Jahren, der, wie man zu sagen pflegt, schon auf der Grube geht, mit seinem Husten und Podagra! — Es schüttelt mich, wenn ich daran gedenke. Und dann — meinem gesunden, jungen und liebevollen Henry gegenüber! — Wer müßte da nicht verrückt seyn? —

Doch lassen Sie uns die Sache auch von einer andern Seite betrachten! Gesetzt, die Wahl ihres Vaters fiele wirklich auf Ihre Emilie — soll sie den Sohn dem Vater

opfern, wie Sie fürchten? Das kann sie nie. Sie könnte ihm wohl die Hand geben — könnte seine Pflegerin und Wärterin werden, aber nie — ihn lieben. Mein Herz ist nicht mehr frei — Sie besitzen es auf ewig. —

Könnte ich aber meinem Henry wohl einen uneigennützigern, einen unzweideutigern Beweis meiner Liebe geben, als wenn ich ihm einen Theil meiner Ruhe zum Opfer brächte, um ihm sein Erbtheil dadurch erhalten zu können? — Ueberlegen Sie das wohl! Es ist ein Einfall, der mir so eben in die Queere kommt. — Es wäre möglich, daß Ihr Vater Absichten auf mich hätte, und im nächsten Jahre stürbe. Nähme er sich ein anderes Frauenzimmer, so ist Ihr Erbtheil hin In meinen Händen bliebe es aufbewahrt, bis uns das Schicksal wieder zusammenführt. Dünkt Ihnen das verwerflich, wenn ich nach einem kurzen, vielleicht nur Monate langen Ehestande Sie in L*** aufsuchte, und Ihnen als Braut Ihr für verloren gehaltenes Erbtheil freudig entgegen brächte?

Daß Liebe glücklich macht, wissen wir aus Erfahrung. Lassen Sie aber den Fall kommen, daß alle Ihre Kenntnisse nichts über die Glücksgöttin vermögen, was würden wir dann beginnen? Wie willkommen müßten uns da die achtzehntausend Thaler seyn! Wie ruhig und zufrieden könnten wir die Zukunft erwarten, und mir bliebe die Ueberzeugung, Sie doppelt glücklich gemacht zu haben! — Prüfen Sie meine Gedanken kaltblütig! Ich schreite nicht vor ohne Ihre Einwilligung. Wenn Sie aber geschieht, so ist's aus Liebe zu Ihnen. O, daß ich Sie jetzt in diesem Augenblick recht herzlich küssen dürfte! — Leben Sie wohl, bester Henry! und schreiben Sie mir keinen so wunderlichen Brief mehr!"

Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich dies gelesen hatte. Sie widersprach, und widersprach doch nicht. Sie schien die Heirath zu verwerfen, und doch wieder zu wünschen. Ich wußte lange nicht, wozu ich mich entschließen, und was ich ihr antworten sollte. Endlich behielt die Liebe die Ober-

hand. Sie ist ein herrliches Geschöpf, deine Emilie, sagte ich zu mir. Was gleicht ihrer Liebe, ihrem Edelmuthe! Wie könnte sie solch ein Opfer bringen, wenn ihr dein Glück nicht am Herzen läge! —

Ich schrieb ihr also: wenn die Umstände so einträten, wie sie ihr möglich schienen, so gäbe ich mit Vergnügen meine Einwilligung. Ihr Vorschag sey mir ein neues Pfand ihrer Herzensgüte und Zärtlichkeit. — Die Furcht flisterte mir zwar ein: halt ein mit deinem Konsens! Dein Vater kann achtzig und neunzig Jahre alt werden. Aber die Hoffnung sagte: Pah! er kann auch schnell am Schlage sterben. —

Als ich den Brief auf die Post getragen hatte, rief mich im Rückwege der Kammercommissär auf sein Zimmer, und zeigte mir ein Strauß-Ei, das er erst mit schweren Kosten an sich gebracht hatte. Er las mir dabei die Naturgeschichte des Straußes, gerieth sodann auf den Casuar, und tummelte sich so weidlich mit seinem Steckenpferde herum, das er nicht einmal den Eintritt des

Barbiers gewahrte, der schon geraume Zeit unwillig am Ofen stand; ich machte ihn endlich darauf aufmerksam und er setzte sich nieder.

Es entspann sich zwischen Beiden ein Gespräch über den Magnetismus. Das sey Tollheit, sagte der Kammercommissär, während ihn der Barbier einseifte. Dieser schwieg und nahm den Bart ab. — Mein Miethherr trat vor den Spiegel, fuhr mit der flachen und umgewandten Hand zwei Mal über das Kinn weg, und wies auf Stellen hin, wo ihm noch Härchen zu sitzen schienen.

Jetzt ging die Exekution von Neuem an. Der Barbier kam auf den Somnambulismus zu reden und seifte dabei ein. „Schweigen Sie doch!" rief der Kammercommissär, „ich will nichts wissen. Machen Sie nur den Bart sauber!" — Dies geschah. Er trat zum zweiten Male an den Spiegel. Das Kinn war ihm immer noch nicht glatt genug. Nun wurde zum dritten Male eingeseift und barbirt.

Ich wunderte mich über die Gelassenheit

des Bartscherers, der ganz unbefangen fortfuhr, von einer Somnambule zu sprechen, und ausdrücklich versicherte, sie habe ihm bestimmt den Tag vorher gesagt, an dem seine selige Frau im Herrn entschlafen sey. — Dieser Mann bediente mich in der Folge auch. Ich erinnerte ihn einst an diese Geschichte. „So geht's in Einem fort," sagte er zu mir. „Ich kann den Narren nicht los werden; denn er bezahlt mich dreifach." — „Leidet denn aber Ihre übrige Kundschaft nicht darunter?" — „Freilich! Denn dieser einzige Bart bringt mich um volle drei Viertelstunden. Drum bring' ich auch immer solches Zeug bei ihm auf die Bahn, das er nicht wohl leiden kann, in der Hoffnung, er werde mir einmal den Abschied geben. Aber es ist Alles umsonst. Er muß drei Mal eingeseift und drei Mal barbirt werden."

Siebentes Kapitel.

Der Optikus.

So wie ich mein Patent als provisorisch ausübender Arzt hatte, ließ ich es durch die Landeszeitung unverzüglich bekannt machen. Dies mochte den Stadtcommandanten Pilger, an den ich bei meiner Ankunft ein Empfehlungsschreiben von Henneborn abgegeben hatte, wieder an mich erinnert haben; denn Tags darauf lud er mich zu Tische. Wir waren keine halbe Stunde beisammen, so hatte ich's schon weg, daß der gute Mann mediatisirt war. Denn bei den meisten Fragen, die ich mir an ihn erlaubte, sah er immer erst seine Frau an, um, wie mir's schien, in ihrer Miene zu lesen, was er mir etwa antworten dürfe. Es ging daher zuweilen sehr stille zu, nur daß ich bei Gele=

genheit in Erfahrung brachte, daß Herr Pilger ein starker Entomolog, und — weiter nichts sey. — Als das Rindfleisch zerschnitten wurde, bat Madame Pilger um Verzeihung, daß sie mir kein besseres vorsetzen könne. „Man muß sich noch wundern," sagte sie, „daß es so ist; denn bei der niedrigen Fleischtaxe ist es ganz unmöglich, daß die Fleischer fettes Vieh kaufen können." — Der Commandant sagte kein Wort dazu. Ich muß indeß bekennen, daß ich noch nie in L*** so schlechtes Rindfleisch gegessen hatte. Ich und Madame Pilger tranken Wein. Dem Commandanten war er des Podagra wegen untersagt; er hielt sich daher an's Bier. Wie wir darüber sprachen, sagte er ganz gutmüthig zu mir: „Wenn es nur nicht so schlecht wäre!" Dies hatte sie kaum vernommen, als sie mit großer Redseligkeit aus einander setzte, daß das Bier für die gegenwärtige Taxe noch viel zu gut sey. Gerste und Hopfen wären entsetzlich theuer. Der Entomolog fand keine Replik darauf nöthig.

Pfarrer Roth, den ich am nämlichen Tage noch besuchte, gab mir zu alle dem, was ich gesehen und gehört hatte, den Schlüssel. „Wir haben hier," sagte er, „eine höchst traurige Polizei. Wir hängen ganz von dem Willen der Gewerke ab. Wollen diese eine höhere Taxe erzwingen, so lassen sie es an Fleisch, an Brodt, an Bier oder Talg fehlen, und flugs ist die höhere Taxe fertig. Da wird nicht gefragt, ob noch zehntausend Malter Brodtfrucht, oder zehntausend Sinner Malz vom vorigen Jahre her vorräthig sind; wenn nur zwei Bäcker nachweisen können, daß sie weit theurer eingekauft haben, so ist die Erhöhung abgemacht — und gerade so verhält sich's auch mit den Brauern. Der Stadtcommandant könnte unter diesen Umständen sehr viel Gutes wirken; denn seine Stimme wäre gewichtvoll. Auch rühmt fast Jedermann seine Herzensgüte und Gerechtigkeitsliebe. Aber sein Wille ist gelähmt, und Madame für immer von den Gewerken gewonnen. Will er sich auch zuweilen entgegenstemmen, und die Gerechtigkeit hand-

haben, so setzt sie ihm so lange schlechte Lebensmittel vor, bis er endlich einwilligt. Aus dem, was Sie mir erzählt haben, halte ich mich befugt zu glauben, daß wir ehestens wieder theureres Bier und theureres Fleisch haben werden."

Diese Nachrichten kamen mir um so glaubwürdiger vor, weil die Stadtcommandantin auch den Mandarin gewaltig gegen mich herausgestrichen hatte, von dem ich doch aus Erfahrung eines ganz andern überzeugt war. „Fällt mir einmal von diesen Polizeimenschen," sagte ich zum Pfarrer, „einer unter die Hände, so soll er sich halbtodt schwitzen."

Der erste Patient, der sich bei mir anmeldete, war ein Optikus, von dem ich früher ein Perspektiv gekauft hatte. Er war von einem Tertianfieber geplagt und fürchtete sich so sehr vor dem Tode, daß er mir außer dem ediktmäßigen Arztlohne den schönsten Tubus und die beste Brille versprach, wenn ich ihn recht bald herstellen würde. Aus diesem allein schon läßt sich abnehmen, daß

er ein wackerer und tugendhafter Mann war. Er hatte aber auch gute Nahrung. Denn, da es in L*** eine Menge von Menschen gab, zu denen man bloß durch Gleichnisse reden mußte, weil, ob sie schon sehen, sie doch nicht sehen; so stand seine Brillenfabrik das ganze Jahr nicht stille. Es gelang mir, diesem wichtigen Manne seine Gesundheit bald wieder zu verschaffen, und nun war mein Ruf auf ein Mal gegründet. Freilich konnte mir das bei den Brillenträgern nichts nützen, die meistens gesunde junge Leute waren, und also keines Arztes bedurften, es müßte ihnen denn etwas menschliches wiederfahren seyn, in welchem Falle sie Rath und Hülfe bei ihrem Barbier suchten; desto mehr aber bei dem gemeinen Manne, der aus ganz andern Ursachen — er handelte nämlich auch mit abgezogenen Wassern — dem Optikus zugethan war, und wo es zum Zahlen kam, weit flinker in die Tasche griff, als mancher Brillenträger, der wegen seines schwachen Gesichts die Tasche erst suchen mußte. Ich befand mich bald in

einer erwünschten Lage. War auch die Praxis nur selten golden, so war sie doch häufig silbern, welches mein Cousin am ersten gewahr wurde; denn ich beehrte ihn mit einem neuen Sattel und Reitzeug.

Achtes Kapitel.

Haus = Affairen.

Polland und Emilie hatten mir lange nicht geschrieben. Ich glaubte schon, es sey Alles ausgestorben. Endlich kamen Briefe von Beiden, beinahe gleichlautenden Inhalts; denn Polland war schon immer mein und Emiliens Vertrauter zugleich gewesen.

Emilie machte mir ungemein große Lobsprüche wegen meines heldenmüthigen Entschlusses, wie sie meine Einwilligung nannte, und versicherte mich, daß sie mich deshalb noch inniger liebe und hochschätze. Dann erzählte sie mir, daß mein Vater nach und nach näher gerückt sey, und erst vor Kurzem förmlich um ihre Hand angehalten habe. Obgleich sie sich längst darauf vorbereitet gehabt, hätte sie doch gar manche Einwen=

dungen gemacht, und besonders den großen Unterschied des Alters angeführt, worüber er aber etwas empfindlich geworden sey. Nach vier Tage langen Unterhandlungen habe sie endlich nachgegeben. Es sey das Gericht herbeigeholt worden, welches den Ehevertrag habe aufnehmen müssen, wodurch sie nach seinem Tode die Eigenthümerin eines Vermögens von zwanzigtausend Thalern würde. Ihre Absicht, mir mein Erbtheil zu retten, sey also glücklich erreicht. Sie bitte nun Gott um Kraft und Beistand, das Kreuz zu ertragen, das sie sich aus Liebe zu mir freiwillig aufgelegt habe. In vier Wochen werde die Trauung seyn. Zwar werde sie künftig seltener schreiben können, denn mein Vater sey durch die Unvorsichtigkeit ihrer Dienstmagd hinter unsern Briefwechsel gekommen, und habe sich diesen sehr verbeten. Dies bringe aber keine Aenderung in ihren Gesinnungen gegen mich hervor; sie wolle mir schon durch Polland von Zeit zu Zeit Nachricht geben, und wenn dereinst mein Vater sammt ihrer Mutter den Weg alles

Fleisches gegangen wären, unverzüglich in meine Arme fliegen. —

Es ist was Närrisches um den Menschen. Ich gab meine Einwilligung, weil mir's um mein Erbtheil zu thun war. Damals waren meine Aussichten in die Zukunft noch höchst problematisch. Jetzt, da ich eine einträgliche Praxis hatte, reuete mich mein Entschluß. Um keinen Preis würde ich mehr eingewilligt haben. Es empörte sich alles in mir, wenn ich mir Emilien in meines Vaters Armen dachte. Die Reue kam zu spät. Ich mußte mich drein ergeben. Sero sapiunt Phryges. —

Ziemlich übler Laune begab ich mich zum Kammercommissär, um meinen Miethzins zu bezahlen. Es ging auf den Abend zu. Gleich bei'm Eintritt überraschte mich sein Anblick. Er saß fast mitten in der Stube, das rothblau aufgetriebene Gesicht gegen die Wand gekehrt, mit stieren, unverwandten Blicken, einer Gebährenden ähnlich. Ich bot ihm einen guten Abend. Er gab mir keine Antwort. Ich fragte ihn, ob ihm

etwas fehle? Er schwieg. Ich trat in ganzer Länge vor ihm hin. Er schien mich nicht zu bemerken. Ich befühlte seinen Puls. Der stand still. Nun glaubte ich steif und fest, daß eine Apoplexie bei ihm im Anzuge sey. Ich lief also eilig nach seiner Magd und hieß ihr, den Chirurg zu holen Sie fand aber für gut, vorerst in ihres Herrn Zimmer zu gehen und da umzuschauen. Als sie den starren Leichnam nur seitwärts betrachtet hatte, fing sie an zu lächeln, und zog mich schweigend vor die Thür. „Lassen Sie ihn nur machen!" sagte sie draußen, „es ist einmal seine Art so." — Ich legte mir das als eine Anspielung auf etwas Epileptisches aus, ging daher gleich wieder in die Stube zurück und wollte den Puls zum zweiten Male befühlen.

Auf ein Mal schrie der Scheintodte: „Ich hab's! ich hab's!" — „Was haben Sie denn?" fragte ich ihn, während seine Geberde noch ganz verzerrt war. — „Den Logogryphen habe ich errathen, der heute in der Zeitung stand. Das Ding hat Mühe gemacht." — „Und über solch Zeug versetzen

Sie sich in Starrsucht?" sagte ich zu ihm, „jagen andern ehrlichen Leuten Schrecken ein? Ich habe Sie wirklich vom Schlage getroffen gehalten." —

Jetzt kamen wir hart an einander. Er vertheidigte seine Logogryphensucht bis auf's Aeußerste, und ich erlaubte mir endlich in der Hitze des Stteites die Ausdrücke: „Da wollte ich doch lieber zwei Stunden fort Käse machen, als fünf Minuten auf dergleichen Kram verwenden." — Kaum hatte ich dies gesagt, so war auch schon die Aufkündigung der Miethe über mich ausgesprochen. Den Augenblick sollte ich sein Haus räumen. Es gezieme mir nicht, von Sachen zu reden, die ich nicht verstünde. —

Im Grunde war mir die Aufkündigung sehr erwünscht. Ich bezog also auf der Stelle eine Wohnung im Gasthofe zum goldenen Stern, wo ich ohnehin schon lange meine gewöhnliche Mittagskost hatte.

Neuntes Kapitel.

Mein Freund Schiller.

Mit meiner Praxis ging es nun immermehr vorwärts. Henneborn, dem ich davon geschrieben hatte, bezeugte mir seine herzliche Freude darüber. Dadurch, daß ich meinen Haus- und Gastwirth von einer Lungenentzündung, und sein ältestes Kind von der häutigen Bräune befreiete, wurde mein Ruf auch auf das Land verbreitet. Bauern und Bäuerinnen suchten meine Hülfe, und es kam bald so weit, daß mich die übrigen Stadtärzte aus Neid den Wunderarzt nannten.

Einstmals wurde ich zum Schultheissen in Wixendorf gerufen. Beim Eintritt fand ich eine händeringende Frau und neun schluchzende Kinder — den Mann an einem hitzigen Fieber tödtlich darnieder liegend. Ich

machte gleich die nöthigen Verordnungen, schickte damit einen Boten nach der Stadt, und blieb inzwischen beobachtend am Bette sitzen. Das jammernde Weib wollte meine Meinung wissen. Ich zuckte die Achseln — es lasse sich jetzt nichts sagen — man müsse erst die Wirkung der verordneten Arzenei abwarten. —

Nach einiger Zeit stellten sich lichte Augenblicke bei dem Kranken ein. Da er die fast in Thränen zerfließende Frau in der Nähe sah, suchte er sie zu beruhigen. „Gott wird schon Alles wohl machen," sagte er unter andern zu ihr, „man muß nicht gleich verzweifeln, und wenn ich auch nach Gottes Willen dahin gehen sollte: so wird schon Dein Bruder in Mehlburg einige von unsern Kindern zu sich nehmen." — „Ach Gott!" antwortete sie; „der hat selbst nichts übrig." — Ich erfuhr endlich, daß sie die Schwester des braven Schullehrers Knott sey, ein Umstand, der mir die Pflicht auflegte, zur Rettung des Kranken das Aeußerste anzuwenden. — Mein Vorsatz, zurückzukehren,

wurde demnach geändert. Ich beschloß, im Wirthshause zu übernachten, um gleich bei der Hand zu seyn, wenn etwa die inzwischen angekommenen Arzeneien die erwartete Wirkung versagen sollten. — Gegen zehn Uhr des Nachts wurde der Schultheiß etwas ruhiger. Ich hinterließ, mich gleich zu wecken, wenn es vielleicht sich mit ihm verschlimmern sollte, und begab mich in das Wirthshaus.

Während ich einschlafen wollte, ging unter mir die Zechgesellschaft aus einander. Zwei derselben kamen ganz laut die Treppe herauf, und traten in die an meine Schlafstätte stoßende Kammer, die, wie ich glauben mußte, nur durch eine übertünchte Bretterwand abgesondert seyn konnte.

Ich errieth bald aus ihrem Gespräche, daß es Vater und Sohn waren, welche aus einem Amtssitze zurückkehrten, wo Rügegericht gehalten wurde. Der Sohn jammerte beständig um die sechs Thaler, die ihn das lumpige Stück Holz gekostet habe, und wollte sich nicht zufrieden geben. „Ein ander Mal mach Deine Sache klüger!" sagte der

Vater. „Ich dächte, Du hättest es längst von mir gesehen. Aber Du lernst nichts, Du begreifst nichts.“ — „Wenn nur der Görge nicht gewesen wäre!“ sagte der Sohn, „der hat mich eben verrathen.“ — „Ei! was verrathen?“ fiel der Vater ein. Wenn man den Förster zum Freunde hat, dann mag verrathen, wer da will!“ — „Der Förster ist mir eben nicht recht gut,“ erwiederte der Sohn. — „Esel! weil Du ihm nichts giebst,“ fuhr der Vater fort. „Wer gut fahren will, der muß gut schmieren. Was ist's denn, wenn Du das Jahr über einige Pfunde Flachs, einige Schocke Eier, einige Pfunde Butter und Schmalz weniger hast, oder wenn Du ihm manchmal eine Fuhre umsonst thust? Der Wald bringt Alles wieder ein.“ — „Der Förster hat ja aber noch nichts von mir verlangt,“ sagte der Sohn. — „Narr! Du mußt's ihm anbieten,“ erwiederte der Vater, „er nimmt's gewiß an. Dann hole Dir Hopfenstangen, so viel Du willst, oder Waldstreu, so viel Du magst, Du wirst Deine Lebtage nicht mehr in die Strafe fallen.“ —

Ueber dieses naive Gespräch schlief ich endlich doch ein, und fand am Morgen meinen lieben Schulzen in besserm Zustande. Die größte Gefahr war vorüber. Ich versprach ihm, täglich wieder zu kommen, und reisete diesmal zurück. Nichts war der Freude zu vergleichen, die sich durch meine Ankündigung bei der ganzen Familie verbreitete. Nach vierzehn Tagen war der Mann hergestellt. Man überhäufte mich mit Liebkosungen; man wollte mir Geld aufdringen. Ich nahm nichts an. Die Arzeneien hatte ich auch bezahlt. Gebt mir nur Euren Segen, sagte ich, und bleibt meine Freunde! — Es war ein rührender Anblick, mit welchem innigen Dankgefühl Vater, Mutter und Kinder mir die Hände drückten. Gott müsse mir's vergelten, riefen sie lange noch nach. Ich konnte mich kaum der Thränen enthalten.

O, was ist es für eine selige Empfindung, seinem Nächsten geholfen zu haben! Und wie mag es erst dem seyn, welchem geholfen ist! — Ehrlicher Knott! ich war Dir noch mehr schuldig. —

Polland an Henry.

„Du wirst in diesem Briefe die Nachricht von Emiliens Trauung zu lesen hoffen? — Oder vielmehr fürchten? Beides ist noch zu früh. Zwei Tage vor dem bestimmten Zeitpunkte wurde Dein Vater krank, sehr krank. Die Gicht war ihm in den Leib getreten. Man hat sie ihm zwar mit großer Mühe wieder herausgeschafft; aber er liegt noch immer. An's Copuliren ist unter diesen Umständen noch nicht zu denken. Emilien, die unverändert Dein ist, und Dich tausend Mal grüßen läßt, scheint dieser Aufschub sehr willkommen zu seyn. Da es aber bei dieser Heirath nur auf die zwanzig tausend Thaler abgesehen ist: so habe ich ihr gerathen, den nächsten günstigen Augenblick zu benutzen, und die Trauung vollziehen zu lassen. Der Teufel traue den Advokaten! Wie leicht könntest Du um das Deine kommen, und der scheinbar gerettete Erbtheil in den Beutel des Fiskus fallen! —

Du schreibst mir zwar, daß Du gesund bist, und daß es Dir wohl geht, nicht aber,

wie es dort aussieht? Ob theuer oder wohlfeil zu leben ist? Wie man von den Franzosen denkt, und dergleichen? — Bei uns ist es noch immer beim Alten. Es scheint, die Einquartierung wolle perenniren. Dabei nimmt aber unsere Aufklärung täglich mehr zu. Wir gehen in keine Kirche mehr, sondern nur in's Theater. Wir werden allgemach so frivol, wie unsere Gäste. Die Mädchen schlagen sich fast um die Ehre, recht bald Mutter zu werden. Die Weiber drängen sich an die Schranken des Modetons mit gleichem Eifer vor, und die Männer — freuen sich der zunehmenden Bildung.

Doch, warum schwatze ich Dir solch Zeug vor? — Du könntest leicht auf üble Gedanken kommen. — Von Emilien hast Du nichts zu fürchten. Sie ist zu innig mit Dir verwebt, als daß sie je straucheln könnte. Wenn Du mir antwortest, wirst Du ohnehin einige Zeilen an sie beilegen. Sie wartet darauf mit Sehnsucht." —

Hart an meinem Zimmer hausete ein Pädagog, der von früh bis Abend fleißig

Unterricht gab. Seine Stentors Stimme war so durchdringend, daß es mich, wenn ich wollte, gar keine Anstrengung kostete, den Unterricht aufzufassen. Ich bemerkte öfters, daß, wenn er Aesthetik lehrte, er sich immerzu auf Schiller bezog, und gewöhnlich den Ausdruck gebrauchte: „mein Freund Schiller war dieser Meinung — mein Freund Schiller pflegte zu sagen — mein Freund Schiller ging von dem Grundsatze aus, u. s. w. Ich schloß daraus, daß er mit Schillern genau bekannt gewesen seyn müsse, und wünschte daher, als ein leidenschaftlicher Verehrer des großen Mannes und seiner Schriften, auch mit dem Pädagogen näher bekannt zu werden.

Es bot sich aber keine schickliche Gelegenheit dazu dar, bis mich einmal der Zufall bei dem Pastor Roth mit ihm zusammen brachte. — Nachdem ich endlich das Gespräch auf Schiller geleitet hatte, und nur wie im Vorbeigehen die Frage aufwarf, ob er ihn gekannt habe: so versetzte er sehr naiv, er habe ihn während seines kurzen Aufenthalts

in Weimar einige Male am Fenster gesehen. — Also eine Fensterbekanntschaft! dachte ich. Ja freilich! auf diese Art läßt sich's mit der halben Welt bekannt werden. Aber imponiren damit kann man nur Jünglingen.

Zehntes Kapitel.

Die Schlacht bei Bierenfels.

Mitten in meinen Geschäften war und blieb Emilie immer mein Hauptgedanke. Indem ich mich mit der Ueberzeugung beruhigte, auf das herzlichste von ihr geliebt zu seyn, bewunderte ich je länger je mehr die Größe ihrer Seele; denn nur diese allein konnte sie zu dem Opfer leiten, das sie dem künftigen Glücksstande ihres Henry so bereitwillig darbrachte. —

Henneborn lud mich zu einem Besuch ein, ich möchte seiner auf's Neue erkrankten Gattin ärztliche Hülfe leisten. — Als ich am zweiten Tage nach meiner Abreise von L*** — warum sollte ich's denn aber auch nicht ausschreiben? — von Ludwigstedt nach Bierenfels kam, war eben Kirchweih. Die ganze

Wirthsstube war mit Gästen angefüllt, die schon ziemlich getrunken hatten.

In der Mitte derselben ging ein Mann sehr gravitätisch auf und ab, den ich zum wenigsten für einen Beamten aus der Nachbarschaft hielt. Er hatte den großen Huth mit goldenen Quasten etwas tief in die Stirne gedrückt, blickte ganz martialisch darunter hervor, und erregte mit den an seinem schiefen Pedal befindlichen Sporen ein fortwährendes Geklirre.

Während ich mich nach dem Wirth umsah, entspann sich zwischen einigen Bauern ein Streit über die Franzosen. Der eine verwünschte sie in den Abgrund; der andere, ein Fourage-Lieferant, erhob sie bis zum Himmel. Wäre ein vernünftiger Mann in's Mittel getreten: so würde die Fehde bald beendigt gewesen seyn. Aber der vornehme, gravitätische Mann, der, wie ich später erfuhr, nichts weiter als ein Abschreiber war, ergriff mit Heftigkeit die Parthie des Fourage-Lieferanten, und sagte unter andern: das sind Esel, die nicht vor dem Napoleon

in den Staub sinken; die Welt ist viel zu dumm, als daß sie den großen Mann beurtheilen könnte, alle Mächte zusammen können nichts gegen ihm ausrichten, und dergleichen mehr.

Durch solche unbesonnene Reden war das Signal zur Schlacht gegeben. Alles stand gegen einander auf, zog die Stuhlbeine heraus, und rüstete sich zur Schlacht. — Ich hatte mich weislich vor die Thür hinaus und in den Garten gezogen, um meine Neutralität zu behaupten, hörte aber bald, daß Krüge, Gläser und Fenster in Stücke gingen, und daß die Stuhlbeine, so oft sie das Ziel verfehlten, an der verschlossenen Thür und auf den Tischen einen gewaltigen Lärm machten.

Mit einem Mal ging die Thür auf. Der ganze erbitterte Haufe stürzte hinter dem Abschreiber heraus, der vermuthlich entwischen wollte und nun ging die Kollation auf freier Straße von Neuem an. — Sie würde wahrscheinlich noch weit blutiger geendigt haben, als sie schon an und für sich war, wenn

nicht zum Glück einige zwanzig Mann starke National-Garde-Kavallerie-Eskadron aus einer benachbarten Stadt herbei geeilt wäre, die zufällig einen Spazierritt gemacht, und am Eingange des Dorfs über einen sechzehn Zoll breiten Graben die kühnsten Manövers ausgeführt hatte. Jetzt war die Ruhe auf einmal hergestellt. Die geschlagene Franzosen-Parthei verbarg sich in der Scheune. Der Fourage-Lieferant lag halb todt hinter dem Ofen. Der Abschreiber, welcher davon reiten wollte, war so zerdroschen, daß er sich nicht auf's Pferd schwingen konnte. Was weiter mit ihm geworden ist, kann ich nicht sagen. Denn, da ich keinen Beruf in mir fühlte, in der Nähe des blutigen Schlachtfeldes zu verweilen: so ritt ich diesen Abend noch eine Stunde weiter, und kam am folgenden glücklich in Mehlburg an. —

Man hatte mich seit zwei Tagen schon erwartet. Henneborn stand im Hofe, da ich hinein ritt, und reichte mir gleich die Hand. „Seyn Sie willkommen! lieber Doktor,“ sagte er unter der freundschaftlichsten Umar-

mung, „wir brauchen jetzt Ihre Hülfe.“ Als ich mit ihm die Treppe hinauf ging, stand Philippine oben, und grüßte mich mit einer Herzlichkeit, die unter ihres Gleichen eine seltene Erscheinung ist. Wir gingen zusammen in das Zimmer der Obristin. Sie befand sich zwar außer dem Bette, aber ihr Anblick schon zeigte Entkräftungen, der Puls noch mehr.

„Wenn Ihre Hülfe meinem Vertrauen gleich kommt,“ sagte sie etwas gerührt, „so sterbe ich jetzt gewiß nicht. Mein Mann will's auch nicht haben,“ setzte sie lächelnd hinzu, „daß ich ihn schon verlassen soll.“ — Dem Obrist stand eine Thräne dabei im Auge.

Als wir allein waren, verlangte er meine Meinung. Ich versicherte ihn, daß ich ihm diese nach einigen Tagen erst sagen könnte. Darüber ward er betreten. „Ach! wenden Sie Ihre ganze Kunst an,“ rief er aus, und drückte mir dabei die Hand. „Sie ist mein Alles, mein Glück, meine Ruhe.“ — Ich rieth, sie selten aufstehen zu lassen.

Henneborn wies mir diesmal ein Zimmer

ganz nahe an dem seinigen an. „Damit wir uns leichter und öfter sprechen können," sagte er. — Am nächsten Tage fand sich Hofrath Bröckel ein, weil er von meiner Ankunft gehört hatte. Auch er schien Freude über mein Wiedersehen zu haben. Sein Zopf stand unverrückt auf dem ehemaligen Standpunkte. Ich bat ihn, meinen Cousin zuweilen in's Freie zu bringen, was er auch gern annahm.

Nach vier Tagen trat bei der Obristin ein besseres Befinden ein. Sie hielt sich gewissenhaft an meine Vorschriften, und ließ mich bei dem mindesten Anstand gleich an ihr Bett rufen.

Am Freitag Morgen war die halbe Hausflur mit Armen angefüllt. Es war des Obristen Gewohnheit, die Almosen selbst zu vertheilen, und meistens gab er reichlich. Ich hörte ihn zu den Meisten sagen: betet für meine Frau! — zu Einigen: werdet durch's Betteln nicht liederlich! ihr müßt auch arbeiten, zu Andern: bewahret Eure Unschuld! — wieder zu Andern: geht fleißig in die Schule!

Kein Einziger wurde ohne Ermahnung entlassen. Ich bin auch wirklich geneigt, zu glauben, daß das Gebet dieser Armen nicht ohne Wirkung gewesen sey. Denn früher, als ich hoffte, konnte die Kranke schon ganz außer dem Bette seyn, und wenige Tage darauf schon wieder die freie Luft genießen, wovon sie sich, ihrer Versicherung nach, doppelt gestärkt fühlte.

Der Obrist und seine Tochter waren vor Freude ganz außer sich. Ich wollte nun wieder abreisen, weil ich in Ludwigstedt einige Patienten verlassen hatte, an denen mir viel gelegen war, obgleich ich mich überzeugt halten durfte, daß sie unter der Leitung eines meiner Amtsbrüder, dem ich sie übergeben hatte, mit aller Vorsicht würden behandelt werden. Aber Henneborns gaben es nicht zu. Ich mußte versprechen, noch acht Tage zu verweilen, und wenn ich dann auch abginge, wenigstens kurze Zeit darauf wieder zum Besuch zu kommen. „Dies Mal," sagte der Obrist, „waren Sie als Arzt da; das nächste Mal müssen Sie als Freund kommen."

Man gab sich alle Mühe, mir den noch übrigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Besonders wurde mir oft das Glück zu Theil, das wunderschöne Spiel und die himmlisch süße Stimme Philippinens bewundern zu dürfen, welche Stunden mit der sehnlichsten Erinnerung an meine Emilie, und die ganze mit ihr durchlebte Vergangenheit unzertrennlich verknüpft waren.

Eines Tags, als sich Henneborns bei einem Landjunker befanden, wohin sie mich, der Etikette wegen, nicht wohl mitnehmen konnten, holte mich Bröckel zu einem Spaziergange ab. Das Wetter war schön. Wir strichen im Kreuz und in der Queer an den Grenzen der Stadt herum, bis wir zuletzt an einen Garten gelangten, in welchem eine Kegelbahn war. Bröckel hatte mir seine Neigung zum Kegelspiel merken lassen. Wir gingen also hinein, und wurden in dem nicht weit von der Bahn befindlichen Häuschen eine große Gesellschaft gewahr. Mein Begleiter, der alle Hunde der Stadt, noch mehr aber die Menschen kannte, unterrichtete

mich gleich, daß es Herren von der Polizei wären, die hier zuweilen einen stattlichen Schmaus hielten. Wir nahmen weiter keine Notiz davon, schoben unsere Kugeln, und setzten uns endlich in eine Laubhütte, wohin wir uns einige Krüge Bier nebst Brod und Salz bringen ließen.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, ging die sehr reichlich genährte Gesellschaft mit schweren Köpfen aus einander. Wir hörten zwar deutlich, daß jeder von ihnen nach der Zeche gefragt hatte: aber der Wirth antwortete bloß durch Bücklinge und Fußkratzer, und ließ nur so viel mitunter von sich hören, daß es eine sehr große Ehre für ihn gewesen sey. — „Sehen Sie," sagte hierbei Bröckel, „so macht sich hier die Polizei von den Gewerken abhängig!

Am Abend vor meiner Abreise veranstaltete der Obrist mir zu Ehren noch ein Konzert. Ich hatte Gelegenheit, dem braven Knott ein paar Mal die Hand zu drücken, —

Elftes Kapitel.

Das Wetter verändert sich.

Bei meiner Ankunft in Ludwigstedt fand sich ein Brief von Polland. Darin meldete er mir: mein Vater hätte sich allmählig wieder erholt gehabt, und in diesem Zustande sey die Trauung mit Emilien auch wirklich vollzogen worden. Gleich am folgenden Tage aber sey ein Recidiv eingetreten, woran er nach acht und vierzig Stunden gestorben sey. Emilie stelle sich öffentlich sehr betrübt, und Jedermann wünsche ihr Glück zu der so leicht errungenen Erbschaft, weil Niemand die dahinter verborgene List ahnde. Jetzt fehle nichts weiter, als daß sich auch ihre Mutter zu ihren Müttern versammle; dann werde sie ungesäumt und in größter Stille in meine Arme eilen. —

Ich weiß eigentlich nicht recht, wie mir beim Lesen des Briefes zu Muthe war. Gehaßt hatte ich meinen Vater wahrlich nicht, obgleich er in der letzten Zeit seines Lebens sehr hassenswürdige Leidenschaften gegen mich hatte blicken lassen. Aber froh war ich denn doch, als ich von seinem Tode las. Ich ward auf einmal des lästigen Gedankens los, Emilien in seinen Armen zu wissen, und dann, das gerettete Erbe! — Es fehlte wenig, daß ich nicht laut aufgejauchzt hätte. — So ist der Mensch! —

Vierzehn Tage darauf schrieb mir auch Emilie. Das Wagestück ist gelungen, hieß es darin, bald und glücklich gelungen. Möchte das zweite eben so bald gelingen! — meine Flucht in Ihre Arme! — Aber noch fesseln mich die Bande kindlicher Liebe an meine gute Mutter. Ich kann sie nicht verlassen, unmöglich kann ich das. Und ihr den Tod wünschen? — Was würde Henry von einem solchen Ungeheuer von einer Tochter denken? Müßte er, wenn ich dieses höllischen Wunsches auch fähig wäre, nicht auf der Stelle

mir seine Liebe, seine Achtung entziehen? — Nein! theurer Henry! wir Beide wollen das nicht. Die Vorsehung heißt uns dulden, bis ihre Stunde vorhanden ist. Lassen Sie uns mit Ruhe und Ergebung derselben entgegen hoffen!" —

Der Schluß des Briefes fiel mir etwas auf. Die erhabenste Resignation schien mir nicht zu ihrer sonst ungestümen feurigen Liebe zu passen. Ich erklärte mir's endlich durch das lange gewohnte Entbehren meiner Gegenwart, durch die inzwischen gemachten Erfahrungen, durch die wachsende Ueberzeugung von einem über uns waltenden höchsten Wesen, und durch die täglichen Lehren ihrer frommen Mutter. Meine Liebe gewann dabei, sie stieg noch höher. Man kann sich meine Antwort selbst denken. Nur das Einzige ließ ich mit einfließen: wie wäre es, wenn die Tochter ihre Mutter bereden könnte, ihr mit nach Ludwigstedt zu folgen? Willkommen sollte sie ihrem Sohne seyn, treu und zärtlich von ihm verpflegt werden. — Meine ärztlichen Geschäfte waren jetzt von

geringer Bedeutung. Diejenigen Patienten, welche ich bei meiner Abreise nach Mehlburg in bedenklichen Umständen verlassen hatte, hatten sich inzwischen wieder erholt, und überhaupt schien die Göttin der Gesundheit ihr volles Füllhorn über die ganze Stadt ausgeschüttet zu haben. Diesen Stillstand benutzte ich theils zu meinem Vergnügen, theils zu Erwartung neuer Bekanntschaften. Jetzt fiel mir erst ein, daß es mir als Arzt sehr nützlich seyn könnte, wenn ich mich in die Harmoniegesellschaft aufnehmen ließe. Ich meldete mich also um die Aufnahme und wurde aufgenommen.

Daß man nicht sehr gewissenhaft, oder vielmehr nicht vorsichtig genug dabei zu Werke ging, lernte ich in der Folge. Denn auch die ungezogensten Menschen fanden zuweilen Zutritt, bloß weil es auf Bereicherung der Gesellschaftscasse abgesehen war, die immer zu viel Geld brauchte. Im Grunde schien auch das ganze Etablissement mehr auf Schmäuse, Bälle und Spiel, als auf Lektüre und eigentliche gesellschaftliche Unterhal=

tung berechnet zu seyn; denn es war nichts Seltenes, daß die Spielergruppen noch um Mitternacht schwitzend beisammen saßen, und mancher kräftige Ehemann durch ein einziges Abendessen weit mehr verthat, als Frau und Kinder in zwei Tagen bedurften. Indessen gefiel ich mir in dieser Gesellschft doch recht wohl. Man konnte leicht seine Lesebegierde befriedigen, und an Männern von Verstand und Geschmack, zu einem vernünftigen Umgange geeignet, fehlte es auch nicht. Ueberdies war fast Jedermann in Ludwigstadt antifranzösisch gesinnt, was meiner Denkart gemäß war, und man durfte nicht, wie in der Mehlburger Harmonie, gleichsam auf Kohlen gehen, und erst jedes Wort auf die Wagschale legen, indem man besorgen mußte, von einem dahinter oder daneben Stehenden beochset oder beeselt zu werden.

Ich hatte mir sehr bald viele sogenannte gute Freunde erworben, und meiner Meinung nach alle Ursache, mit meinem Schicksale zufrieden zu seyn. Da ich hiervon gegen einen dieser Freunde ein Wörtchen fallen

ließ, so war er gleich bereit, mir ein schönes Mädchen zur Frau anzutragen, das ich aber mit der peremtorischen Erklärung, daß mein Herz nicht mehr frei sey, sehr höflich von mir ablehnen mußte. In der That würde ich auch in Ludwigstadt nur höchst ungerne gewählt haben. Auf Bällen und Promenaden lernte man bald das schöne Geschlecht kennen; denn Tanzen und Umherlaufen schien hier seine Bestimmung zu seyn. Von einem gebildeten, oder doch wenigstens gebildet seyn wollenden Frauenzimmer erwarte ich Zartheit, Schamhaftigkeit, Gefühl seiner Würde und Unschuld. Wenn es aber, wie in Ludwigstadt, frech um sich her sieht, fast wild und andringlich wird, und nichts weiter zu sagen scheint, als: „Du kannst mich haben — dann — dann." — Es giebt Empfindungen, die sich nicht schildern lassen.

Zwölftes Kapitel.

Der Quasi-Beichtvater.

Wir Aerzte hatten jetzt schlimme Zeiten. Man hätte sich unbedenklich mit dem Feldbau beschäftigen können — so hartnäckig gesund war die ganze Provinz. Was hätte mich abhalten sollen, nach Mehlburg zu reisen, und mein Versprechen in Erfüllung zu bringen.

Ich wurde mit Freuden dort aufgenommen. Alles war munter und gesund, selbst die Obristin. „Das haben wir Ihnen zu danken" sagte Henneborn, „bannen Sie nur alles, wozu man die Apotheke braucht, recht ferne von uns weg!" —

Mein Aufenthalt war dieses Mal der vergnügteste von der Welt. Es verging kein Tag, an dem ich nicht wünschen mußte,

ewig in Mehlburg bleiben zu können. Bald war ich der geheime Kabinetsrath der ganzen Familie.

Eines Tages kam ein Landgeistlicher, der den Obristen um einen Freitisch für seinen Sohn bat. Er wollte diesen auf die Schule bringen. Henneborn sagte zu, und behielt den Mann bei'm Essen. Auch Bröckel war zugegen. Als dieser das Anliegen des Predigers vernommen hatte, suchte er ihm abzurathen. „Sie können Ihren Sohn," sagte er, „fast eben so leicht auf der Universität erhalten, als auf der hiesigen Schule. Es giebt ein immerwährendes Bezahlen, wenn gleich die Lehrer gut und reichlich besoldet sind." — Dem Pastor kam das fremd vor. Er bat um Erläuterung. „Der eine," fuhr Bröckel fort, „läßt sich für Stunden bezahlen, die er kraft seiner Stelle öffentlich und umsonst halten sollte. Der andere wirbt Zuhörer für eine Privatstunde, und läßt sich auf ein Jahr vorausbezahlen; nach Verlauf einiger Monate hört die Stunde auf." —

„Das ist ja abscheulich!" fiel Henneborn

drein; „das sollte man laut werden lassen!" — Der Prediger meinte, wenn er höflich darum nachsuchte, würde vielleicht sein Sohn von dem vielen Zahlen befreit bleiben. „Ich wünsche Ihnen Glück," sagte Hofrath Bröckel; „aber ich zweifle sehr daran. Ich kenne einen jungen Menschen, der blutarm ist. Er muß sich selbst des Unterrichts bedienen, um nicht verhungern zu müssen. Der blieb dem ältesten Lehrer einmal das Stundengeld schuldig. Bitten und Flehen halfen nichts. „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth," sprach der hochgelahrte Herr. Die Mitschüler legten endlich zusammen, um den talentvollen jungen Menschen aus seiner Noth zu befreien." — „Ei Gott! was das nicht abscheulich ist!" fiel Henneborn wieder ein. „Was soll man von der Moralität solcher Menschen denken!" — Der Pastor vergaß zu essen. — „Erkundigen Sie sich anderwärts!" fuhr Bröckel fort, „wenn Sie mir etwa nicht glauben sollten. Was ich gesagt habe, sind Thatsachen." —

Er erinnere sich jetzt selbst, sagte der

Obrist, einmal gehört zu haben, daß die Schüler alljährlich ein sogenanntes Bibliothekgeld bezahlen müßten, aber kein Buch zum Lesen erhielten, und daß die Bibliothek nicht einmal geöffnet würde. — „Was wollen Sie sagen?" fuhr Bröckel auf. „Vor'm Jahre blieb ein Schüler einige Tage über die bestimmte Ferienzeit aus, weil ihn die schlimme Witterung aufgehalten hatte. Flugs meinte der interessirte Herr Magister, es sey schon um den Thaler geschehen, den ihm der junge Mensch noch schuldig war, und ließ sich in der Eile nach dem Daseyn des Koffers und den Vermögensumständen der Eltern erkundigen." —

Als wir vom Essen aufgestanden, und an das Fenster getreten waren, ging eben einer der Lehrer, dem die Tabackspfeife weit über die Tasche heraussah, in eine benachbarte Bierschenke. „Da sehen Sie," rief Bröckel, „von solchen Menschen sollen die jungen Leute Sitten lernen!" — Der arme Prediger ging mit schwerem Herzen von uns hinweg.

Ich, der ich den Lehrstand außerordentlich werthschätze, und wenigstens meinen Lehrern den unauslöschlichsten Dank schuldig zu seyn glaube, hatte die ganze Jeremiade, zwar nicht ohne Theilnahme, aber doch stillschweigend, mit angehört. Obschon die Verleumdungssucht nicht in Bröckels Charakter zu liegen schien; so konnte man doch ein gewisses näheres und erhöhteres Interesse, das der Gegenstand nicht so sehr erheischt hätte, bei ihm wahrnehmen, weshalb ich auf die Vermuthung gerieth, daß Bröckel, der gerne überall hinlief, wo es etwas zu sehen oder zu hören gab, vielleicht bei Gelegenheit eines Schul-Examens seines fatalen Zopfes wegen von einem der Lehrer in Anspruch genommen worden seyn, und sich von da an ein heimlicher Groll gegen das ganze Schulwesen in ihm fixirt haben möge. Wenigstens schien mir das, was der Obrist gehört zu haben sich erinnerte, aus gleicher Quelle zu seyn. Ich kann es einmal nicht leiden, wenn man einem Schullehrer zu nahe tritt, oder gar seine Pudenda aufdeckt; denn er steht auf

dem äußersten Vorposten, und ist daher immerfort in Gefahr, von dem ersten, besten, der sich heranschleicht, auf der Stelle erschossen zu werden, und eben darum war ich für selben ganzen Tag für Bröckel wenig mehr zu sprechen. —

Wenn ich mit Henneborn so zusammen saß, und er mir etwas aus der Geschichte seines Lebens erzählte, wie ihn Gott oft so wunderbar erhalten, und daß er ihm außer vielen Glücksgütern auch eine vortreffliche Frau und zwei wohlgerathene Kinder verliehen habe; so schloß er gewöhnlich mit dem Wunsche: wenn ich's nur vollends erlebte, daß Philippine einen wackern Mann fände! — Ich antwortete meistens, daß es daran nicht fehlen würde; daß seine Tochter des höchsten Erdenglücks würdig sey; daß sie vielleicht im Stillen schon längst gewählt haben werde; die Liebe sey verschwiegen, und dergleichen.

„Freilich ist die Liebe verschwiegen," sagte er einst zu mir, „das wissen wir alle Beide," — meine Verhältnisse mit Emilien waren

ihm nicht mehr unbekannt — „aber je sorgfältiger wir unsere Tochter beobachten, je weniger können wir uns überzeugen, daß für irgend Jemand eine zärtliche Neigung bei ihr schon Wurzeln geschlagen habe. Unser Geschlecht scheint ihr keineswegs gleichgültig zu seyn; auch pflegt sie demselben selten auszuweichen. Sobald wir aber das Kapitel von ehelicher Verbindung auch nur ganz leise berühren, flugs ist ihr guter Humor vorüber, und es kommt mir nicht anders vor, als ob sie vor dem Ehestande einen entschiedenen Abscheu hätte." — „Sonderbar!" entgegnete ich, „das sollte man fast nicht glauben. Vielleicht aber nur, daß sie durch eine Heirath von ihrer Frau Mutter getrennt zu werden fürchtet?" — „Das habe ich auch schon gedacht," fuhr der Obrist fort; „es könnte aber wohl Rath werden. Die hiesige Umgegend hat junge Kavaliers genug, die, wenn sie ihre Hand erhielten, ihr den öftern Aufenthalt bei ihrer Mutter recht gerne bewilligen würden. Sie könnte vielleicht zu Vierteljahren um sie seyn. Denn, daß sich

Beide unendlich lieb haben, darf ich nicht erst betheuern." — „Ich dächte, der Herr von Wassenheim," fiel ich ein. — „Wäre allerdings eine anständige Parthie für sie," sagte der Obrist; „ich weiß, daß er sie auf den Händen tragen würde. Aber sie läßt sich auf nichts ein. Sie will nichts von der Ehe hören." —

Nachdem wir diesen Gegenstand endlich oft genug unter uns besprochen hatten, kam endlich Henneborn auf den Einfall, mich zur Mittelperson zu bestimmen. „Sie sind," sagte er, „der Vertraute meines Hauses. Auch Philippine schätzt Sie. Vielleicht gelingt es Ihnen, die geheimen Falten ihres Herzens zu entdecken, oder sie zur Erfüllung des sehnlichen Wunsches ihres Vaters zu bewegen." —

Ich muß gestehen, daß mir dieser Auftrag sehr unangenehm war. Daß Philippine mich zu schätzen schien, schrieb ich auf Rechnung der ärztlichen Hülfe, welche bei ihrer Mutter so gute Wirkung hervor gebracht hatte. Ob sie mich aber zum Vertrauten

ihres Herzens machen würde? Das war mir zu zweifelhaft, als daß ich mir einen guten, oder gar den gewünschten Erfolg hätte versprechen können. Ich sagte dies dem Obristen ohne Umstände, nahm aber den Auftrag doch an, weil ich ihn nicht wohl ablehnen konnte.

Man ließ mich nun absichtlich mit Philippinen öfters allein. Ich muß zuweilen meine Rolle höchst ungeschickt gespielt haben, weil ich das verbissene Lachen an ihr bemerken konnte. Ich fing immer ganz manierlich bei'm A an, wenn ich zum Z wollte, und wenn ich endlich da war, ging's wieder zum A zurück. Es entging meiner Beichttochter nicht, daß ich auf Kundschaft abgeschickt war; aber merken wollte sie sich's nicht lassen. Als ich endlich in ungefähr sechs Tête-à-Têtes den ganzen Vorrath meiner Beredtsamkeit, Winkelzüge und Spionirkünste erschöpft hatte, legte ich mein Amt nieder und erstattete dem Alten folgenden Rapport: Eine absolute Abneigung gegen den Ehestand hätte ich bei Philippinen nicht entdeckt.

Das glückliche Beispiel ihrer Eltern mache ihr vielmehr denselben wünschenswerth. Aber Trennung von diesen sey ihr ein schmerzhafter, ein schrecklicher Gedanke. Sie wünsche diesen Fall so lange als möglich aufgeschoben zu sehen. Wenigstens wolle sie ihn durch Verheirathung nicht beschleunigen. Ihr Herz sey gänzlich frei. Ein einziges Mal in ihrem Leben hätte sie eine flüchtige Aufwallung von Liebe empfunden. Die Umstände hätten sie aber gleich von der Unmöglichkeit der Befriedigung überzeugt. Wassenheim sey nicht für sie geschaffen. Die Hartherzigkeit, womit er einen Wilddieb verfolgt habe, bleibe ihr unvergeßlich. Einen Mann glücklich zu machen, halte sie für ihre Bestimmung, und glaube auch, dazu geschickt zu seyn. Aber damit allein sey sie noch nicht zufrieden. Sie wolle auch ihrer Seits glücklich gemacht werden. Auf jeden Fall werde sie die Liebe ihrer Eltern sich dabei zu erhalten suchen.

„Jetzt bin ich so klug, als zuvor," sagte der Obrist. „Lassen wir's inzwischen damit gut seyn! Philippine ist ein seelengutes Kind.

Ich will sie nicht übereilen." — Einige Tage darauf übergab sie mir ein ansehnliches Geschenk von feiner Wäsche, im Namen ihrer Mutter, das ich mit Freude und Erstaunen aus ihren Händen nahm. „Sie wünsche, daß sie mir eben so viel Vergnügen gewähren möge, als sie bei'm Nähen derselben gehabt habe."

Adieu, Mehlburg! Du schufst mir unvergeßliche Tage. — Wer wird auch auf unserm Planeten etwas von Bestand suchen! Der Mensch kömmt eigentlich nie recht zu Verstande. Das beweiset der ewige Modenwechsel. Was er heute billigt, verwirft er ein ander Mal wieder. Was er jetzt schön findet, hält er ein ander Mal für häßlich. Man erinnere sich beliebigst des Bröckelschen Zopfes und des Knottischen Haarbeutels! Gewiß hat man ehemals ein Heer von Gründen aufzustellen gewußt, warum Zöpfe und Haarbeutel eine hübsche, anständige Tracht seyen. Jetzt ist es anders. Man will sich krank lachen, wenn ein solches Phantom irgendwo noch zum Vorschein kommt,

und hat auch seine Gründe dazu. Ein Mal muß also der menschliche Verstand nothwendig geirrt haben.

Damit wollte ich eigentlich so viel sagen, daß, als ich das letzte Mal nach Mehlburg ritt, mein Cousin vor allen Menschen das zum voraus hatte, daß er beschlagen war. Jetzt, da ich nach Ludwigstadt zurückkam, fand ich die ganze Stadt beschlagen. Ganz offenbar muß diese Erscheinung von dem Menschenverstande ausgegangen seyn. Es müssen sich wichtige Gründe dazu dargeboten haben, die ich mir nach und nach zu entwickeln suchte. Abgerechnet, daß das Schmiedegewerk einen ausgebreitetern Nahrungsbetrieb dadurch erhält, folglich das gemeine Beste befördert wird, so liegt es klar am Tage, daß die Stiefelabsätze in ihrer Reinheit erhalten werden, und Jahre lang dauern müssen. Gewiß eine ansehnliche Ersparung! — Was die Schuhmacher dazu sagen werden, geht mich nichts an. Ihre allenfallsigen Vorstellungen schreibe ich ad acta. — Der Liebhaber kann nun seine Geliebte nicht mehr

so leicht beschleichen, oder überfallen; denn sie hört ihn schon von weitem, und kann sich genau in diejenige Lage versetzen, in der sie von ihm gesehen seyn will. Und wie beruhigend für eine Dame, wenn sie sich in vertraulichen Unterhaltungen mit ihrem Cicisbeo befindet! Es müßte schlecht um ihr Gehör stehen, wenn sie nicht die ersehnte Zurückkunft ihres Eheherrn gleich von der untersten Treppe an gewahren sollte, um nach Beseitigung alles dessen, was nicht zur Sache gehört, ihm froh entgegen gehen zu können. Wie unzählige Male sind nicht junge Leute überm Spiel, überm Tabackrauchen und andern dergleichen verbotenen Dingen auf der Schule ertappt, und jämmerlich gemißhandelt worden! Damit hat es nun gute Wege. Die Hufeisen des Professors sind besser, als ein Sprachrohr. — Erhebe ich mein Auge zu den Vornehmen im Volke, welche mit Fußtritten zu grüßen pflegen, wie verständlich können sich die nun ausdrücken! — Wer gegen diese Reihe von Gründen, denen ich ein halbes Dutzend gar wohl noch beifügen

könnte, etwas einzuwenden hat, der hat es mit mir zu thun. Er weiß, wo ich zu finden bin; denn ich hoffe, daß er bis an's Ende des Buches fortlesen wird. —

Da ich jede zweckmäßige Einrichtung begierig auffasse, und, wo es auf guten Geschmack ankommt, nie der letzte zu seyn pflege: so ließ ich noch vor Ablauf der Woche meinen gesammten Stiefel-Vorrath mit Hufeisen versehen, klirrte damit in der Harmonie und an den Wohnungen meiner ehemaligen Kunden herum, und kündigte dadurch meine Wiederkunft von Mehlburg feierlich an. Aber — o Gott! wie hatte sich inzwischen Alles gegen mich verändert! Obgleich es Kranke genug gab: so bediente sich doch fast Niemand meiner Hülfe. Wo ich nun hinkam, fand ich kein trauliches Entgegenkommen mehr, wie sonst, sondern ein steifes, mißtrauisches und zurückhaltendes Betragen. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Es schien in der That, daß ich nur provisorischer Arzt gewesen war. —

Ich entdeckte mich endlich dem braven

Pastor Roth. „Es sind Kabalen gegen Sie geschmiedet worden," sagte dieser, „wovon ich gestern erst die Erfahrung gemacht habe. Ihr großer Ruf, Ihre glücklichen Kuren erregten den Neid der ganzen ärztlichen Sippschaft. Man benutzte Ihre öfters lange Abwesenheit von hier, um Sie verdächtig zu machen. Mit einem Wort: man hält Sie für einen französischen Spion.

„Ums Himmels willen!" rief ich aus, „wie kann und mag man mich für einen Spion halten! Wo hab' ich irgend eine Veranlassung dazu gegeben? Sollte etwa gar mein unschuldiger Name gemißbraucht worden seyn?" — „Ist sehr wohl möglich," fuhr der Pastor fort. „Sie wissen, daß die hiesigen Einwohner die abgesagtesten Feinde der Gallomanie sind; in Mehlburg hingegen soll ein ganz anderer Sinn herrschen, wenigstens nimmt man's hier für bekannt an. Da Sie nun kurz nach einander zwei Mal in Mehlburg gewesen sind, und sich lange dort aufgehalten haben: so hält man Sie für einen Emissär der dasigen Propaganda, und

zieht sich vor Ihnen zurück." — Mein Erstaunen war grenzenlos — nicht geringer mein Unwille. „O, höllische Verläumdung!" fing ich wieder an, „o, teuflische Bosheit, gezeugt in dem Schooße des abscheulichen Neides! Wenn hab' ich je eine günstige Meinung für die Franzosen geäußert? Hab' ich nicht immer ihren Untergang gewünscht, und bei jeder Gelegenheit den Fluch über sie ausgesprochen? Hab' ich nicht selbst einen Franzosen im Duell getödtet?" —

„Dies Zeugniß kann ich Ihnen selbst geben," sagte der Pfarrer; „man ist aber einmal zu sehr wider Sie eingenommen, und hält Ihre Aeußerungen für Verstellung." — Auf diesen Schlag war ich nicht gefaßt. Der Pastor rieth mir am Ende, mich um das Stadtphysikat in der Residenz zu melden, das, wie er gehört habe, eben erledigt sey. Ich machte ihm aber meine Einwendungen dagegen. „Wenn ich mich auch darum melden wollte," sagte ich, „so würde mir's doch nichts helfen. Die Eingebornen behalten immer den Vorzug. Wenn sich in Mehl-

burg zehn Schüler examiniren lassen, und noch so trefflich bestehen: so darf sich doch keiner derselben auf ein Stipendium oder auf eine Prämie Hoffnung machen, so lange noch Professors-Söhne mit in die Konkurrenz kommen. Gerade so würde es mir bei der Bewerbung um das Stadtphysikat auch ergehen." —

Bei mir trat nun die Noth ein. Ich war zuerst sehr geneigt, nach Mehlburg zurück zu wandern, um mich daselbst als Arzt niederzulassen. Es fanden sich aber Schwierigkeiten, die mir davon abriethen. Die Stadt war im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerung viel zu sehr mit Aerzten überladen, als daß sich ein neuer Ankömmling so leicht hätte emporheben können. Ueberdies dachten nur wenige Einwohner, wie ich und der Obrist, das heißt: sie hingen im Durchschnitt dem Franzosenthum an. Dies allein schon ließ mich keinen glücklichen Erfolg erwarten. Und wenn ich nun endlich nahrungslos da gesessen hätte, ich weiß, die Henneborns würden mich nicht verlassen,

würden sich meiner treulich angenommen haben. Dawider sträubte sich aber mein Ehrgefühl. Nein! sagte ich fest entschlossen zu mir — nach Mehlburg darfst du nicht gehen.

Mein Schwager in Petersburg, der immer schon lebhaften Antheil an meinem Schicksal genommen hatte, schrieb mir um diese Zeit, und billigte die List, wodurch ich mein väterliches Erbe in Sicherheit gebracht hatte. Er äußerte dabei den Wunsch, daß ich mit meiner Gattin — er glaubte nämlich, ich sey jetzt schon verheirathet — zu ihm nach Rußland kommen möchte. Dort werde sich vielleicht für die thätige Ausübung meiner Kunst der angemessenste Wirkungskreis finden.

Der Vorschlag war so uneben nicht, zumal in meiner damaligen Lage. Eine so weite Reise erforderte aber Geld, woran es mir jetzt fehlte, und dann wollte ich doch auch Emiliens Ankunft erst erwarten, um sie als Gattin gleich mit mir fortnehmen zu können. Aber auch diese Hoffnung ging verloren. Emilie schrieb mir, daß sie in Thrä-

nen schwimme, weil sie meinen und ihren Wunsch noch nicht erfüllen könne. Ihre Mutter sey unbeweglich, wie ein Fels. Bitten und Flehen vermöchten nichts über sie. Sie wolle in ihrer Geburtsstadt sterben und auch begraben seyn, dies sey die ewig wiederhallende Antwort. Da sie nun ihre Mutter nicht verlassen dürfe, so erreiche ihre Ungeduld über unsere so langwierige Trennung den höchsten Grad, indem sie keine Möglichkeit einsehe, sich vor dem Tode derselben mit mir vereinigen zu können. —

So wehe mir auch durch diese Nachricht geschah, so überwand ich doch meinen Schmerz, und dachte jetzt bloß an mein Vermögen. Ich entdeckte Emilien meinen problematischen Zustand, und meinen Vorsatz, nach Rußland zu gehen, und schloß endlich mit der Bitte, mir zweitausend Thaler von meinem Erbtheile einstweilen verabfolgen zu lassen.

Die Antwort blieb schrecklich lange aus. Von einem Tage zum andern sah ich ihr entgegen. Meine Geldverlegenheit wurde immer größer. Schon zwei Mal war mir's in

den Kopf gefahren, meinen Cousin zu verkaufen. Eben so oft hatte ich mir vorgenommen, den Obrist Henneborn um ein Vorlehen zu bitten. Endlich kam die Antwort. Man denke!

„Sie habe die bewußten zwanzig tausend Thaler in lauter Staatspapieren erhalten, welche in den gegenwärtigen Umständen nicht realisirt werden könnten. Denn Aufkündigungen wären nicht erlaubt, und wolle man sie versilbern oder umsetzen, so gingen zwei und funfzig vom Hundert dabei verloren. Selbst auf die Zinsen könne nur selten Rechnung gemacht werden. Sie habe jetzt über zwölf hundert Thaler zu fordern. Wenn diese bezahlt würden, wolle sie mir sie unverzüglich nachsenden. Doch möchte ich ihr den Platz melden, wohin sie addressirt werden müßten."

Uebrigens schien sie durch meinen Entschluß, nach Rußland zu gehen, aus aller Fassung gekommen zu seyn. Sie machte mir darüber zwar zärtliche, aber doch empfindliche Vorwürfe. Sie setzte eine Erkal=

tung meiner sonst so feurigen Liebe voraus, und argwohnte, ich wolle mich nur auf bequeme Art von ihr losmachen. Sie beschwor mich endlich, meinen Vorsatz zu verschieben, und, wenn ich darauf bestünde, ihr wenigstens treu zu bleiben. —

Darüber konnte ich sie sehr leicht beruhigen. Denn das größte Pfand meiner Liebe, mein ganzer Erbtheil, war in ihren Händen. Wenn ich sie auch weit weniger geliebt hätte, als ich sie wirklich liebte: so würde ich doch die Tollheit nicht begangen haben, ein Frauenzimmer zu verlassen, das mich nach Belieben sättigen oder aushungern konnte. Sie möchte nur fleißig Geld schicken, antwortete ich ihr. So lange dies geschähe, blieb ich hier. Außerdem zwinge mich die Noth zur Ausführung meines Vorhabens. Sie möchte die Geldsendungen bis auf weitere Ordre an den Pfarrer Roth addressiren.

Der geehrte Leser wird wohl einsehen, daß mir mit all' diesem Hin- und Hergeschreibe nicht geholfen war. Ich brauchte Geld, und erhielt — nichts. Wer noch

nicht weiß, was schlaflose Nächte sind, der setze sich nur an meine Stelle. Ein junger feuriger Mann, voll Stolz und Ehrgefühl, gegen Jedermann freigebig, überall geschätzt und geliebt, fast bis in den Himmel erhoben, und nun auf einmal schrecklich verläumdet und herabgewürdigt, zum Spion gemacht, ohne Geld, — Nein! das war zu arg. Das konnte ich nicht verdient haben.

Unmuthsvoll warf ich mich auf meinem Lager herum, und war schon nahe daran, gegen die Gottheit zu murren, als mir mein Gewissen mit lauter Stimme zurief: das hast Du an dem Lieutenant Bersche verschuldet. — Jetzt hielt ich inne. — Mein Gram war grenzenlos. Er brach in Thränen aus. Aber ich mußte zugeben, daß das Gewissen Recht hatte. Es wurde mir deutlich, daß Verbrechen bestraft werden müssen. Ich klagte mich selbst an. Armer Henry! sagte ich zu mir, das ist vielleicht nur der Anfang der Prüfungen, welche dir bevorstehen, du wirst weit härtere noch erfahren. Mache dich darauf gefaßt! Dein Mord muß ge-

büßt werden. Denn Gott ist gerecht. — Mit dieser niederschlagenden Stimmung mochte ich mich fünf bis sechs Tage herum getrieben haben, als mir der unselige Gedanke kam, in's Lotto zu setzen. Noch nie in meinem Leben hatte ich ein solches Wagestück unternommen; ich deklamirte vielmehr gegen alle dergleichen Anstalten, und hielt sie für sittenverderblich und gemeinschädlich. — Was thut man aber nicht aus Desperation? — Ein Zufall schob mir das letzte Conto unter die Augen, nach welchem ich vor etlichen Wochen noch 15 Thaler 6 Groschen 9 Pfennige an meinen Schneider bezahlt hatte. Plötzlich stand der Entschluß da, mit diesen drei Zahlen, so unehrlich auch vielleicht die Rechnung seyn mochte, welche sie als Facit gab, mein Glück zu versuchen.

Man lache nicht über mich! Es war wirklich einer der wichtigsten Momente meines Lebens. — Nachmittags ward gezogen. Mit bangen Empfindungen mischte ich mich unter die Zuschauer. Wie ein Verurtheilter stand ich dem Stadthause gegenüber, in wel-

chem die große Staats-Action so eben beginnen sollte.

Endlich wurde Lärm. Kaum hatte ich den Muth gehabt, meine Augen empor zu heben, so erblickte ich eine von meinen Zahlen. Nach einer Weile kam die zweite — und endlich die dritte. — Himmel! wie war mir! — Der Angstschweis stand mir auf der Stirne. Ohne zu wissen, wie viel ich gewonnen hatte, und ob auch jetzt gleich ausbezahlt werde, lief ich in's Haupt-Comtoir, wo der Einsatz geschehen war, und wollte bezahlt seyn. — Man sah mich an — mochte den Schweis an mir bemerkt haben, und bot mir einen Sitz an. Ich erhielt vierzehnhundert Thaler, und ging, von Glückwünschen begleitet, auf meine Wohnung zu.

Während ich eintrat, kam Pastor Roth von der Treppe herab mir entgegen, um mir ein an ihn adressirtes Päckchen einzuhändigen, das von Emilien war. Sie schickte mir einstweilen vierhundert Thaler mit der Versicherung, daß nächstens noch mehr nachfolgen würde.

Wer war jetzt glücklicher, als ich! Auf ein Mal von aller Noth befreit — in dem Augenblicke befreit, wo ich fast mit der Verzweiflung rang! — Es ist nicht auszusprechen, was ich empfunden habe. Sey mir gesegnet, du armer Schneidersmann! dachte ich zuerst; deine Rechnung hat mich gerettet. Aber ich hatte Unrecht. Es war ein ganz anderer, dem ich meine Rettung zu danken hatte. Man sieht ihn nicht; aber man fühlt ihn. „Er ist gerecht," rief ich aus, „aber er ist auch gnädig. Er erbarmt sich seiner Geschöpfe." — Wenn die Noth vorüber ist, so vergißt man ihrer leicht. Aber man vergesse der Hand nicht, die sie so glücklich von uns abgeleitet hat!

Dreizehntes Kapitel.

Apoplektische Zufälle.

Hunderte an meiner Stelle würde dieser Zufall entweder übermüthig, oder doch kühn genug gemacht haben, die gefährliche Straße noch ferner zu betreten, und auf gut Glück dem Verderben in die Arme zu eilen. Ich sah das Ding von einer andern Seite an. Das blinde Glück diente mir zu einer Warnung, mich nicht mehr dem Ungefähr zu überlassen. Die Spieler mögen sich das hinter's Ohr schreiben!

Bei dem sichtbaren Mangel an Zutrauen, den ich je länger je mehr in Ludwigstadt wahrnehmen mußte, betrachtete ich meinen gegenwärtigen Reichthum als ein von der Vorsehung mir verliehenes Mittel, meinen Entschluß auszuführen, und mich so bald als

möglich auf den Weg nach Rußland zu machen. Das meiner Emilie gegebene Versprechen, daß ich so lange da bleiben wolle, als sie mir Geld schicken werde, schien mich zwar noch zu binden. Ich durfte aber voraussetzen, daß es ihr schlechte Freude gemacht haben würde, mich ganz verdienstlos, und als einen zum Spion herabgewürdigten Ausländer in Ludwigstadt zu wissen, oder gar nach unsrer erfolgten Trauung bloß von den Zinsen meines väterlichen Erbtheils nothdürftig leben zu müssen. Es wurden also die Anstalten zur Abreise sorgfältig vorbereitet. Ich war schon so weit damit im Reinen, daß ich in zehn bis zwölf Tagen abgehen zu können hoffte, als mein ganzer Plan auf ein Mal rückgängig gemacht wurde.

Eines Mittags kam mein Hauswirth zu mir gelaufen, um mich zu einem Fremden zu holen, der bei ihm Mittag gehalten hätte, und eben jetzt vom Schlage gerührt worden sey. Ich eilte mit ihm hinab, und fand den Fremden so gut als todt. Sein Körper

ruhete zwar auf dem Stuhle, aber Brust und Kopf waren über den Tisch hingebogen, die Augen fest geschlossen, Nägel und Gesicht beinahe blauschwarz, die ganze Maschine steif und unbeweglich. —

Da aus allen Umständen ein Blutschlag zu vermuthen war, der sich auf das etwas reichliche Mittagessen genähert haben mochte; so beschloß ich, am Arme eine Ader öffnen zu lassen. Es kostete viel Anstrengung, den erstarrten Leichnam in eine perpendikuläre Lage zu bringen, und darin zu erhalten. Während an den zugänglichen Theilen des Körpers Reibungen vorgenommen wurden, mußten zugleich die Kleidungsstücke von dem Arme losgetrennt werden. — Es erfolgte die Oeffnung der Ader; aber es kam kein Blut. Der Mann schien verloren zu seyn. Erst nach langem, unausgesetzt wiederholten Reiben bildete sich ein Blutbogen. Nach ungefähr zehn Secunden öffnete der Scheintodte die Augen. Mit wildem, gräßlichen Blick starrte er die vielen Menschen um sich her an, die er vielleicht für Räuber oder Mör-

der gehalten haben mochte, und suchte sie von sich abhalten zu wollen. Es fehlte wenig, daß er nicht in einer Art von Wuth uns gewaltsam entronnen wäre. Man suchte ihn, während das Blut noch lief, durch vernünftige Vorstellungen zu beruhigen. Sie blieben ihm unverständlich. Alle seine Bewegungen zeigten nur einen Willen zur Gegenwehr an. Es war die Gesammtkraft aller Anwesenden nöthig, um das endliche Verbinden der geöffneten Ader bewirken, und ihn dann in's Bette schaffen zu können.

Nach einer Weile schlief er ermattet ein. Ich setzte mich neben ihm hin, bis er nach Verlauf von zwei Stunden wieder erwachte. Indem er ruhig die Augen aufschlug und gegen die Wand richtete, griff ich nach seinem Plus, der eine beträchtliche Erschöpfung verrieth. Er drehete den Kopf herum, sah mich lange an, und schlief dann wieder ein. — In diesem Zustande mochte er sich noch vier Stunden befunden haben, als er auf ein Mal nach Speise und Trinken verlangte. Ich ließ ihm zwar nur Arzeneien reichen,

aber er glaubte sich gesättigt zu haben, und begehrte, man solle ihn jetzt schlafen lassen.

Ich hatte zwei Wächter für die Nacht angeordnet, welche mir am Morgen den erwünschtesten Rapport machten. Er hatte ruhig geschlafen, und nur zwei Mal zu Trinken verlangt. Als ich vor sein Bette kam, reichte er mir die Hand entgegen. „Sind Sie vielleicht der Mann, der mich vom Tode errettet hat?" sagte er, „das wird Ihnen Gott lohnen."

Ehe ich weiter in meiner Geschichte fortfahre, muß ich erst den Leser mit meinem Patienten etwas näher bekannt machen. Es war Graf Balbus, ein Mann in den funfzigen, Besitzer vieler Güter, und ganz neuerlich Erbe der Grafschaft Hänichen, zehn Meilen von Ludwigstadt, der eben auf dem Wege war, von dieser Erbschaft den Besitz zu ergreifen, und auf der Durchreise in Ludwigstadt den apoplektischen Anfall erlitt. Ein Mann von unbeschreiblicher Herzensgüte, Geradheit und Rechtschaffenheit — gegen Jedermann liebreich und herablassend —

Feind alles Unrechts — ohne Stolz und Anmaßung — immer nur das Gute und Nützliche zum Ziel habend und rastlos verfolgend — ein frommer thätiger Geist ohne äußeren Prunk — kurz! ein Mann, wie sie selten sind. —

Innerhalb sechs Tagen, als so lange ich ihm bis zu seiner gänzlichen Wiedergenesung beistand, hatte er mich so lieb gewonnen, daß ich mich nur sehr selten von ihm entfernen durfte. Er wünschte zuletzt, daß ich als Leibarzt in seine Dienste treten möchte. Die Bedingungen waren ansehnlich und ehrenvoll. Und wenn ich vollends den liebenswürdigen Charakter des Mannes mit in Anschlag brachte, um den ich künftig seyn sollte; so bedurfte es wohl keiner langen Ueberlegung, mich zu bestimmen, die Reise nach Rußland aufzugeben, und dagegen die neue Rolle als gräflicher Leibarzt zu übernehmen.

Man kann sich's vorstellen, daß diese so unerwartete Verwandlung meinen bisherigen Herren Amtsbrüdern eine Art von Laxanz

gewesen seyn müsse. Ich sammelte indessen so viel kaltes Blut, um von jedem derselben sehr höflich Abschied zu nehmen, schrieb noch an Emilien und Polland und fuhr darauf mit dem Grafen vergnügt nach Hänichen ab. Der Bediente, den ich erst angenommen hatte, mußte den Cousin reiten.

Als wir angekommen waren, präsentirte sich sogleich der Hofrath Säbel, der bisher den dirigirenden Minister in der Grafschaft gespielt hatte, und erbat sich Verhaltungsbefehl wegen der Huldigungsfeierlichkeit. — „Wir wollen," sagte der Graf, „vorerst in die Kirche gehen, und Gott um seinen Beistand bitten. Wenn das geschehen ist, nehme ich daselbst die Huldigung an; erst von den Dienern geistlichen und weltlichen Standes, hernach von den Orts-Vorständen. Wollen die Bauern alle mitkommen, ist mir's recht; außerdem bin ich schon zufrieden, wenn jeder Vorstand von drei Bauern begleitet ist." —

Wie sich Hofrath Säbel entfernt hatte, erschien der Forst-Inspector Pommer. Nach einem langen Eingange, den man für ein

Empfehlungsschreiben ansehen konnte, rühmte er mit der auffallendsten Unverschämtheit die großen Verdienste, die er sich um die Cultur der Hänicher Forsten erworben habe, und bat gleich vorläufig um eine Zulage. — Der Graf gab ihm zur Antwort: er hoffe, Gelegenheit zu haben, sich von seinen Verdiensten näher zu unterrichten, und werde ihm dann alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Nach Pommer trat der Orts-Pfarrer Lucius ein; ein würdiger, anspruchsloser Mann. Er wünschte sich und seiner Gemeinde Glück dazu, daß sie jetzt unter die Regierung eines Herrn kämen, von dem sie sich nichts als lauter Gutes versprechen dürften. — „Gewiß," antwortete der Graf, „sollen es meine neuen Unterthanen bei mir gut haben. Aber ich erwarte auch von denselben, daß sie Ihnen, als dem Vorbilde der Heerde, getreulich nachfolgen, und gesittete, fromme Menschen seyn werden."

Die Huldigung gewährte in der That einen feierlichen Anblick. Alles, was sich bewegen konnte, kam schaarenweise herbei=

geströmt. Die Kirche war zum Erdrücken voll. Lucius hielt eine rührende Predigt, in welcher er der verflossenen harten Zeiten gedachte, und seinen Zuhörern von ferne das Glück zeigte, das nun ihrer warte, wobei er sie auf die treue Erfüllung ihrer Pflichten hinwies, und mit den Worten schloß: „Seyd versichert, meine Lieben! daß, wenn ihr euern neuen Vater um Brodt bitten werdet, er euch keinen Stein bieten werde!"

Alles zerfloß in Thränen. Graf Balbus selbst war auf das äußerste gerührt. Am Ende der Huldigung machte er noch bekannt, daß er für Jedermann alle Montage zu sprechen sey. Das machte überall große Augen. Nur Pommer stand ganz in sich gekehrt da, und Hofrath Säbel, der ein gemeines Einmaleins-Gesicht hatte, sah etwas tückisch nach dem Pfarrer hin.

Wir waren kaum vier Wochen in Hänichen gewesen, als man eines Morgens an der Hausthür des Säbel die Worte geschrieben fand: „Dank dem Herrn Hofrath für die glücklich hergestellte Fleischtheurung und

Hungersnoth!" — Graf Balbus, dem dies am ersten zu Ohren kam, stutzte gewaltig darüber, und ließ den Säbel auf der Stelle zu sich rufen. Dieser hielt eine lange Vorrede über das viele schlechte und boshafte Gesindel, dem man nichts recht machen könne, und dem der Pfarrer nicht scharf genug in's Gewissen predige, und entschuldigte sich zuletzt mit dem mündlichen Befehl des verstorbenen Grafen, durch den er ausdrücklich angewiesen gewesen sey, das überflüssige Vieh auf den gräflichen Meiereien, und das überflüssige Getraide auf den Kornböden so hoch als möglich zu verkaufen zu suchen.

Als einige Tage darauf Pastor Lucius darüber gefragt wurde, und der Graf hinzusetzte: der Hofrath behaupte, lange vor der Exportation sowohl Vieh als Getraide den Unterthanen angeboten zu haben, es habe aber fast Keiner zum Kaufen Lust bezeigt, und wenigstes kein annehmliches Gebot darauf gelegt; so entgegnete der Pfarrer mit Kopfschütteln: „Man soll zwar, dem gemei=

nen Sprichworte nach, zu geschehenen Dingen immer das Beste reden. Aber ganz Unrecht scheint mir der Pasquillant eben nicht zu haben. Hätte der Herr Hofrath bloß das überflüssige Vieh und Getraide von den herrschaftlichen Meiereien und Kornböden in das Ausland verkauft; so würde Niemand etwas dagegen einzuwenden haben — denn dieser Ueberfluß war von geringer Bedeutung. Aber er und seine Genossen durchstreiften das ganze Land, von einem Ende zum andern, kauften Getraide und Vieh zu hohen Preisen auf, und ließen es außer Land schaffen. Hinc illae lacrimae! Davon ist mir nichts bekannt, daß beides vor der Ausfuhr den Unterthanen angeboten worden seyn sollte. Wohl aber kenne ich einige, die sich darum beworben haben, und mit der Erklärung abgespeiset worden sind, daß Alles schon verkauft sey u. s. w."

Wer die tückischen Gesichtszüge des Säbel und sein grinzendes Lächeln einmal beobachtet hatte, der konnte schon nach Lavaters Grundsätzen nichts Gutes von ihm vermu-

then. Desto glaubwürdiger war die Versicherung aus dem Munde eines Christlichen, dem Ehrlichkeit und Geradheit aus dem Auge leuchteten. Man war auch schon um deswillen gezwungen, seinen Worten Beifall zu geben, und ein jüdisches Betragen bei dem Säbel vorauszusetzen, weil wirklich eine Theurung der ersten Lebensmittel in der ganzen Grafschaft zu bemerken war. Von dieser Zeit an hatte der Hofrath das Vertrauen des Grafen bereits verloren.

Am folgenden Tage bekam die Kapelle des verstorbenen Grafen ihren Abschied. Es ward ihr jedoch noch ein halbjähriger Gehalt bewilligt, um sich indeß nach andern Diensten umsehen zu können. Er hatte sich ihrer gar oft bedient, wenn er in dem Pavillon seines Gartens fröhliche Gäste hatte.

Graf Balbus hatte von der schlimmen Haushaltung seines Vorfahren längst schon Kenntniß gehabt, und vermuthete daher eine ungeheure Schuldenlast. Er erstaunte deswegen, als sich diese Last nach näherer Untersuchung viel geringer ergab, und nicht

mehr als sechzigtausend Thaler betrug. Den Aufschluß darüber gaben die armen Unterthanen; denn, so oft es nicht zulangen wollte, verdoppelte man die Abgaben.

Säbel erhielt den Auftrag, einen neuen Etat zu entwerfen, und dieser war flink damit zur Stelle. Nachdem ihn der Graf zwei Mal durchgelesen hatte — Säbel war inzwischen schon wieder abgegangen — warf er ihn unwillig auf den Tisch hin. „Das ist eine Haushaltung! Das ist eine Wirthschaft!" rief er ein Mal um das andere aus. „Kommen Sie," sagte er endlich zu mir; „wir wollen uns zusammen setzen."

Ich schicke hier voraus, daß der Entwurf des Etats mit einem Minus an Einnahme von dreitausend Thalern abschloß, welche die Zinsen der obigen Landesschuld waren. Um dieses Minus zu decken, hatte Säbel den Verkauf einer kleinen Waldung in Vorschlag gebracht. „Nein! da wird nichts draus," sagte der Graf Balbus, „er möchte gewiß zu der Getraide- und Fleischnoth auch noch die Holznoth herbeiführen?

Als oberste Polizeibehörde habe ich die Pflicht auf mir, für wohlfeile Lebensmittel, und also auch für wohlfeiles Holz zu sorgen. Bei mir darf's keine Theurung geben, wenn sie nicht von Gott kommt. — Ueberhaupt," fuhr er fort, „finde ich das ganz sonderbar, daß man gewöhnlich erst die Ausgabe festsetzt, und darnach erst auf die Einnahme zurückkommt. Ich bin hier anderer Meinung. Erst muß ich wissen, was ich rechtlicherweise einzunehmen habe. Betragen die Ausgaben mehr, als ich mit dieser Einnahme bestreiten kann, so schränke ich mich ein, streiche die entbehrlichen weg und halte mich bloß an die nothwendigen. Auf solche Art, denke ich, kann es nicht leicht fehlen." —

Ich konnte ihm meinen Beifall nicht versagen. Das Natürliche seines Urtheils drang sich von selbst auf. — Jetzt ging er die einzelnen Ausgabeposten mit mir durch. „Fünftausend Thaler für die Kapelle — — die fallen in sechs Monaten hinweg."

„Sechshundert Thaler für die Menagerie — — sind durchaus überflüssig."

„Achtzehnhundert Thaler für sechs Köche — — ich habe an zweien genug.“

„Achthundert Thaler zur Unterhaltung des Glas- und Treibhauses — — da steckt vermuthlich des Hofraths ganze Gartenarbeit mit darunter. Auf meinem väterlichen Gute kostet das nur einhundert und funfzig Thaler.“

„Sechzehnhundert Thaler zu Vergütung der Wildschäden — — man darf nur nicht mehr heegen, so hört der Schaden von selbst auf.“

„Neunhundert Thaler an Diäten.“ — Hier ließ der Graf den Hofrath rufen, um sich über diesen Satz Erläuterungen geben zu lassen. Er gab sie dahin, daß er im Jahre die Kassen und Bücher der Einnehmer öfters untersuchen, auch sonst zuweilen auswärts Geschäfte besorgen müsse, wofür ihm von dem verstorbenen Grafen sechs Thaler täglich ausgesetzt worden seyen, welche jedoch zum öftern nicht einmal hinreichten. — Graf Balbus sagte weiter nichts dazu, und ließ Herrn Säbel wieder abtreten. Als aber

gleich darauf ein junger Mann kam, der sich bei dem Grafen um Dienste meldete, und unter andern mit vorkommen ließ, daß er acht Jahre lang als Schreiber bei dem Hofrath in Diensten gestanden habe, fragte ihn der Graf, wodurch es denn möglich geworden, daß jährlich neunhundert Thaler als Diäten im Dienste hätten in Ausgabe gebracht werden können? — Dieser, der ohne Zweifel von dem Verhältnisse zwischen Baldus und Säbel schon gehört hatte, beichtete ohne Umstände: das Untersuchen der Kassen und Bücher habe zwar zu des Hofraths Obliegenheiten gehört; er könne aber nur sehr selten einigen Kostenaufwand dabei gehabt haben, weil er jederzeit mit herrschaftlichem Fuhrwerk gereiset, und von den Einnehmern auf das beste bewirthet worden sey. Andere Verrichtungen, wobei Diäten passirten, fielen in der Regel nur höchst wenige vor. Der Hofrath habe sie sich aber dadurch zu verschaffen gewußt, daß er den Ausschreiben an die Unterstellen eine dunkle Fassung gegeben habe. Diese seyen also zu Zweifeln und

Anfragen veranlaßt worden, und am Ende nichts übrig geblieben, als den Herrn Hofrath an Ort und Stelle abzusenden, um die vielen Zweifel und Anfragen mit einem Male zu erledigen. „Schon gut,“ sagte der Graf nach dem Abtritt des Supplikanten, „das soll mir anders werden. Mit zwei Thalern des Tags kann man auch leben.“ Er minderte also den Diätenfonds auf dreihundert Thaler ab, strich sechshundert Thaler für die Stuterei, und vierhundert Thaler für Unterhaltung der Fischereien ganz hinweg, und brachte damit einen Etat heraus, der mit einem Ueberschuß von achttausend Thalern abschloß, wovon sowohl die Zinsen der Landesschuld, als auch der zwölfte Theil des Kapitals selbst in diesem Jahre bezahlt werden konnten. Außerdem beschloß er noch, die sämmtlichen Fischereien zu verpachten, und mehr als die Hälfte des übergroßen Marstalls zu verkaufen. —

Ich mußte nun seinen Etat in's Reine schreiben, und als das geschehen war, wurde der Hofrath herbeigerufen. „Sehen Sie!“ sagte

er zu ihm, „da habe ich selbst einen Etat gemacht, nach dem es künftig bei mir gehen muß. Ich bin der Meinung, daß sich die Ausgabe nach der Einnahme, nicht aber die Einnahme nach der Ausgabe zu richten hat. Wir brauchen jetzt keinen Wald zu verkaufen, und behalten vielmehr noch großen Ueberschuß, ungeachtet ich die Abgaben meiner neuen Unterthanen auf dasjenige Maß zurückgesetzt habe, das, wie ich in den Rechnungen finde, vor zehn Jahren noch Statt gefunden hat."

Säbel, der sich vermuthlich schon mit Juden und Judengenossen auf den Waldverkauf vorbereitet hatte, ging schweigend damit ab, forderte aber am zweiten Tage darauf seine Entlassung. Der Graf bewilligte sie ihm mit einer Pension. Diese schlug er mit stolzer Erbitterung aus, und begab sich auf das Gut, das er von seinem Onkel geerbt hatte. Es war vorauszusehen, daß einem Manne, der unter der vorigen Herrschaft so leicht zu Vermögen gekommen war, die ökonomischen Einrichtungen des Grafen nicht gut behagen

konnten. — Als die Entlassung des Hofraths bekannt wurde, war Jubel im ganzen Orte. Die Gemeinden schickten Deputirte an den Grafen, und dankten für diese Wohlthat. Pastor Lucius predigte über die Worte: „Der Herr hat Alles wohl gemacht." Als er Mittags bei'm Grafen zu Tische war, und das Gespräch auf den vorigen Grafen kam, sagte er unter andern: „Es war hohe Zeit, daß ihn Gott zu sich genommen hat. Er schien es eigentlich darauf angetragen zu haben, die ganze Grafschaft ruiniren zu wollen — wahrscheinlich, weil er keine Leibeserben hatte. Er ging schon damit um, sich auch ein stehendes Theater anzuschaffen." — „Das hätte gar gefehlt," sagte Graf Balbus, „da hätte ich noch mehr streichen müssen." Der Pfarrer erzählte noch, wie unumschränkt der Hofrath habe gebieten dürfen — daß der verstorbene Graf fast immer betrunken gewesen sey — daß er sich im Rausche für eine europäische Macht gehalten, und ihn seinen Erzbischof genannt habe — daß Säbel schlau genug gewesen sey, ihm in solchen Zeit-

räumen die wichtigsten Sachen zur Unterschrift und Genehmigung vorzulegen u. s. w.

Was mir gegenwärtig am unerwartetsten kam, das war der Antrag des Grafen, des Hofraths Stelle zu übernehmen. Ich hielt es anfänglich nur für Scherz; er schien aber im ganzen Ernste darauf bestehen zu wollen. Nachdem ich ihm mehrmals versichert hatte, daß ich von solchen Sachen nichts verstände, und überhaupt einem solchen Amte unmöglich gewachsen seyn könnte, wurde er etwas ungeduldig, und antwortete mir: „Was braucht man da viel zu wissen? Man darf nur einen gesunden Menschenverstand, ein gutes Herz, und einen guten Willen haben, so ist der Mann fertig. Und daß Sie diese drei Eigenschaften besitzen, glaube ich überzeugt zu seyn. Mit einem bloßen Plusmacher ist mir nichts gedient. Da könnte ich den Seifensieder oben an der Ecke eben so gut gebrauchen. Ich will meine Leute glücklich und zufrieden wissen, damit sie mich herzlich lieb haben; aber ich will auch meine Einkünfte getreu verwaltet sehen." —

Endlich gelang es mir doch, ihn davon abzubringen. Er wählte den vorhin erwähnten jungen Mann, der ehedem bei'm Hofrath Säbel Schreiber gewesen war, und sich Justus schrieb, weil ihn der Pfarrer Lucius besonders empfohlen hatte. Er hat auch das Vertrauen des Grafen durch seine tadellose Amtsführung vollkommen gerechtfertigt.

Vierzehntes Kapitel.

Knott und Bröckel schauen zur Thür herein.

Mein Aufenthalt in Hänichen war höchst angenehm. Ich hatte alles, was ich wünschen konnte — nur Emilien nicht. Ging ich in den Garten, wo mich die stillen Schatten zur Ruhe einluden; stand ich am Fenster, wenn hinter den blauen fernen Bergen der Mond herauf kam; hörte ich das Klagen und Schmettern der Nachtigallen in dem nahen Schloßgarten; sah ich bei'm Anbruch des Tages die vor mir ausgebreitete Wiesenflur vom nächtlichen Thau glänzen; so fehlte mir überall — nichts, als Emilie. Ach! sie füllte so ganz mein Herz aus. Ihr Bild war immer vor meinen Augen; denn, ich trug es im Ringe. Warum mußte doch

ihre Mutter so gar alt werden? — — Zwei Mal hatte ich durch den Pfarrer Roth Briefe von ihr erhalten — jedes Mal zweihundert Thaler dabei. Ihre Mutter lebte noch immer. Daß sie nur wenig Geld schickte, war mir im Grunde gleichgültig. Sie mußte auch leben. Sie wußte, daß ich jetzt gut versorgt war. Es konnten ja auch die Zinsen weit spärlicher eingehen.

Wenngleich ich die Wünsche des Grafen in Ansehung des Säbelschen Postens nicht befriedigen konnte; so entzog er mir doch deshalb sein Vertrauen nicht. Ich war vielmehr im eigentlichsten Verstande sein geheimer Kabinets-Secretair. Da er gewohnt war, alle Gegenden seiner Grafschaft sehr fleißig zu bereisen, die Klagen und Wünsche seiner Unterthanen anzuhören, alles an Ort und Stelle zu untersuchen, und überall, wo es Noth that, ab- und nachzuhelfen; so konnte es nicht fehlen, daß er nicht bei jedesmaliger Zurückkunft eine Menge von Bemerkungen über allerlei Gegenstände mitbrachte, worüber er dann mit mir zu sprechen pflegte.

Einst sagte er zu mir: „Ich bin mir nicht klug genug, was ich mit dem Pommer anfangen soll. All' sein Gewäsch ist Wind. In manchen von meinen Waldungen sieht's betrübt aus. Da giebt's Oedungen und Blößen zum Erbarmen. Man sagt: er lasse sein Vieh darauf weiden. Wenig gesäet, noch weniger gepflanzt. An vielen Orten stehen noch die Stöcke von sechs bis acht Jahren her. Die schönsten Schächte sind durchzogen. Und, was mich am meisten aufmerksam macht, so höre ich von den Leuten, daß sie ihm viele Bittfuhren leisten müssen, daß er Werkleute und Gläubiger mit Holz bezahlt, daß es seinen Gönnern und Freunden fast nie an Wildpret fehlt, und dergleichen. Unglücklich will ich ihn nicht machen. Er ist bei Jahren und hat Familie. Er soll alles behalten, was er bisher von mir gehabt hat, bis an sein seliges Ende. Aber mein Forst-Inspector kann er nicht bleiben. Das ist vorbei. Meine Forsten könnte sonst bald der Schlag treffen."

Ich dachte im Bette darüber nach, und

erinnerte mich des Hofraths Bröckel, der zu verschiedenen Malen sich geäußert hatte, er wünsche ein Oberforstmeister zu werden. Eben war ich am folgenden Morgen im Begriffe, mit dem Grafen zu reden, als die Nachricht einlief, der Kantor sey gestorben. Nun fiel mir auch Knott ein; denn der Kantor war Organist und Schullehrer zugleich, und hatte ein reichliches Einkommen.

Graf Balbus jammerte sehr darüber. Ich theilte ihm gleich meine zufälligen Gedanken mit, die er begierig und vertrauensvoll auffaßte. Ich schilderte Beide nach Wahrheit und Verdienst. „Nur das Einzige," setzte ich hinzu, „darf ich nicht vergessen, daß Knott einen Haarbeutel, und Bröckel einen Zopf trägt." Balbus fing an zu lächeln. „Ein Zopf ist kein Stuhlbein," sagte er, „und den Haarbeutel kann man sich an einem Schullehrer gar wohl gefallen lassen. Wenn sie nur übrigens gute und brave Männer sind!" — Als ich ihm vollends erzählte, daß Bröckel und Knott Virtuosen im Violinspiel seyen, worunter sich

der Graf gewissermaßen selbst mitzählte; so war ihre Anstellung in Hänichen unwiederruflich beschlossen. Es kam nur noch darauf an, ob sie noch lebten, und die angetragenen Stellen auch wirklich annehmen würden.

Ich schrieb also an Henneborn, machte ihn mit allen Umständen genau bekannt, und bat ihn, die beiden Herren zu sondiren, und mir ihre Erklärung zu melden. Die Antwort blieb aber aus.

Ich war schon lange in Verlegenheit wegen des Grafen, der beständig nachfragte, als eines Morgens ein gewaltiges Gepoleer an meiner Thür entstand, das mich aus dem Bette trieb. Kaum hatte ich sie geöffnet, so bogen sich die Köpfe der verschriebenen Kandidaten langsam dazwischen herein, und zogen den übrigen Theil der Leichname schleppend hinter sich her.

Es ist nicht auszusprechen, welche unermeßliche Freude diese zwei Männer über ihre künftige Versorgung bezeigten. Unablässig drückten sie mir die Hände, und immer hieß es: „Wir haben's nur Ihnen zu danken." —

Bröckel war unverändert. Aber Knott sah einer Nachteule ähnlich; denn die Mehlburger hatten seinen Kopf in eine Haartour gesteckt, weil das schwache Haarseil, woran sonst der Haarbeutel hing, durch ein fast halbjähriges Kopfweh gänzlich zerrissen war.

Henneborn schrieb mir durch sie: er habe Beiden schon längst ein besseres Loos gewünscht. Knott könne doch nun ganz sorgenfrei absterben, und Bröckel käme einmal aus den Händen seiner Megäre, die sich unter dem Schwarme ihrer Amanden zu wohl befände, als daß sich fürchten lasse, sie möchte ihm bis Hänichen nachreisen.

Beide traten gleich ihre Dienste an, und Graf Balbus war stets mit ihnen zufrieden. Bröckel empfahl sich noch besonders durch ein gut gelungenes Feuerwerk, von welcher Kunstfertigkeit ich gegen den Grafen noch gar nichts erwähnt hatte.

Funfzehntes Kapitel.

Einige Improvisen.

Es ist nichts Ungewöhnliches, daß wir bei Menschen, welche uns nicht genau kennen, öfters in einem ganz falschen Lichte erscheinen. So ging mir's mit Säbel und Pommer. Diese zwei verabschiedeten Menschen glaubten steif und fest, daß nur ich, und sonst Niemand als ich, die Triebfeder des Grafen sey, der doch immer nur für sich handelte, wenn er mich gleich mit seinen geheimsten Gedanken, ohne Zurückhaltung, bekannt machte. Jetzt, da auf meine Empfehlung Bröckel und Knott in Dienste gekommen waren, was ich gegen Niemand zu leugnen begehre, wurden sie in ihrem Glauben noch mehr bestärkt, und brachten das boshafte Gerücht in Umlauf, ich regierte den

Grafen und das Land; ich sey ein zweiter Struensee, und würde auch ein solches Ende nehmen. Aber gerade das, wodurch sie mir zu schaden meinten, wurde mir höchst nützlich. Denn da alles, was von dem Grafen ausging, das Gepräge des Wohlwollens und der seltensten Herzensgüte trug, und ich unverdienter Weise für den Urheber angesehen wurde, so erwarb mir das die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen in einem solchen Grade, daß ich nie ohne Rührung daran zurück denken kann.

Einige Zeit darauf kamen Briefe vom Obristen Henneborn. Er meldete mir die Kränklichkeit seiner Gattin, und wünschte meine Hülfe. Den Grafen aber bat er, mir auf vierzehn Tage Urlaub zu geben. Ich erhielt ihn sogleich bewilligt, und reisete eilends ab. — In Wixendorf sah ich Knott's Schwager, den Schulzen, unter der Hausthür stehen, welcher mich gleich erkannte. Ich sagte ihm, daß sich der Kantor recht wohl befände, worüber er sehr vergnügt schien. Von meinem Empfange in Mehlburg will ich nichts

sagen. Er war das Fest des Wiedersehens lange getrennter Freunde. Ich fand die Obristin in einem Rückfalle ihrer vorigen Beschwerden. Sie schien ganz aufzuleben, als sie mich nur erblickte. Da sie eine sehr folgsame Kranke war, so wirkten die gebrauchten Mittel so gut, daß sie sich nach wenigen Tagen schon wieder besser befand.

Jetzt erst bemerkte ich in dem Zimmer der Obristin, das durchaus mit Gemälden behangen war, mein Portrait. Ich erschrak fast, als ich es ansichtig wurde, weil ich mir nicht bewußt war, jemals gemalt worden zu seyn. Henneborn nahm es gewahr. „Nicht wahr, Sie sind getroffen?" fragte er mich mit freundschaftlichem Lächeln. — Ich konnte es nicht widersprechen. „Aber, woher kommen Sie zu meinem Bilde?" fragte ich dagegen; „ich bin in meinem Leben nicht gemalt worden." — „Und dennoch sind Sie abgemalt worden," sagte der Obrist; „sonst könnte Ihr Bild nicht hier hängen." — Endlich ergab sich's, daß Philippine dieses Kunstwerk auf Verlangen ihrer Eltern gefer-

tigt, und meinen vorigen langen Aufenthalt in Mehlburg sehr fein und unbemerkt dazu benutzt hatte. Diese Auszeichnung rührte mich ungemein. Ich wußte wohl, daß sich das Fräulein zuweilen mit Zeichnen beschäftigte; nie aber fiel's mir ein, ein solches Talent bei ihm zu suchen. Ich konnte Henneborns nicht genug dafür danken. — „Da wir Sie nicht immer bei uns haben können," sagte der Obrist, „so haben wir wenigstens doch Ihr Bild."

So kurz auch dieses Mal mein Aufenthalt war, so angenehm floß er mir doch dahin. Fast galt mir Mehlburg für meine Vaterstadt. Ich verließ die Obristin ganz wieder hergestellt, und ging, von den Segenswünschen dieser biedern Familie begleitet, zurück nach Hänichen.

Hier fand ich alles in unverändertem Zustande. Herr und Land waren glücklich. Graf Balbus fuhr fort, Gutes um sich her zu verbreiten, und alle nachtheilige Folgen der Säbelschen Herrscherzeit so gut als möglich auf die Seite zu schaffen. Es hatte sich

gefunden, daß Säbel auf viele hundert Bittschriften gar keine Antwort ertheilt, sondern sie gleichgültig zu den Acten geschrieben hatte. „Das darf nicht seyn," sagte der Graf, „es macht faule und selbstsüchtige Diener und unzufriedene Unterthanen. Wer sich um etwas meldet, dem muß geantwortet werden. Kann man ihm auch nicht helfen, so ist es doch wenigstens billig, daß man ihm die Gründe sage, warum nicht geholfen werden kann. Das beruhigt. Außerdem macht er sich immer noch Hoffnung, und wird schrecklich getäuscht."

Eine liederliche Mezze war kürzlich in's Spinnhaus nach *** geschafft worden. Graf Balbus fand etwas später ihren Namen auf der Pensionsliste. „Auf welchem Schleifwege mag wohl das Weibsbild zu einer Pension gekommen seyn?" fragte der Graf in Gegenwart des Pfarrers Lucius. — „Ihr Großvater," antwortete dieser, „stand einmal einige Zeit lang in Diensten, und sie selbst hat ehedem mit dem Hofrath Säbel vertrauten Umgang gepflogen." — „Dacht' ich's

doch!" sagte Graf Balbus, „und wer weiß, welche würdige Wittwe dagegen zurückgesetzt worden ist?"

Der älteste Sohn des Grafen kam um diese Zeit von seinen Reisen zurück. Er besaß einen Schatz von Gelehrsamkeit und Weltkenntniß. Sein herablassendes Wesen gegen die Geringern, verbunden mit einer ehrfurchtsvollen Liebe für seinen Vater, machte ihn bald beliebt. Auch mir bewies er eine besondere Zuneigung. Es währte jedoch nicht lange, so wurde er durch den fleißigen Jagdbesuch, wovon er ein großer Liebhaber war, mit dem Hofrath Säbel bekannt, und pflegte zuweilen bei ihm auszuruhen. Dies zog ihm manches nachtheilige Urtheil zu. Er nahm sich zwar sehr in Acht, in Gegenwart seines Vaters etwas zu Säbels Vortheil zu sagen, und beobachtete vielmehr ein strenges Stillschweigen, wenn dieser bei Gelegenheit auf ihn loszog.

Graf Balbus hatte inzwischen von dieser Bekanntschaft Kenntniß, und gestand mir einst selbst, daß dies das Einzige wäre, was

ihm an seinem Sohn mißfalle. Späterhin ergab sich's jedoch, daß es nicht etwa Gleichheit der Gesinnungen, oder persönliche Schäzzung, sondern nur geheime Ordensverbindung war, die Beide einander näher gebracht hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Schneller Entschluß.

Seitdem der junge Graf von Reisen zurückgekommen war, besuchte uns öfters Graf Herrmann aus Dietendorf, welcher Major in Russischen Diensten war, und sich jetzt mit Urlaub bei seinem Vater befand. Da wir uns Beide liebgewonnen hatten, und ich ihm einst erzählte, daß ich einen Schwager in Petersburg hätte, den ich schon ein Mal zu besuchen im Begriff gewesen sey, so machte er mir den Vorschlag, ihn im künftigen Frühling, wo er wieder zu seinem Regiment müsse, zu begleiten. Ohne erst meine Antwort abzuwarten, sagte Graf Balbus, der es mit angehört hatte: „Ja wohl! das können Sie. Auf drei oder vier Monate kommt mir's nicht an. So können Sie doch Ihre Schwe-

ster wieder einmal umarmen." — Ich sagte es also dem Major auf der Stelle zu.

Bei einer andern Gelegenheit, wo wir ganz allein waren, ließ er sich aber merken, seine Hauptabsicht gehe dahin, mir durch seinen Einfluß einen anständigen und ehrenvollen Platz bei der Armee zu verschaffen. Dieser Erklärung gab ich zwar meinen Beifall; aber ich glaubte nicht, darauf rechnen zu dürfen, vielmehr den Einfall des Majors für eine gutmüthige Aeußerung seines besondern Wohlwollens gegen mich halten zu müssen. Darum bat ich ihn auch, seine Absicht vor dem Grafen geheim zu halten. Er würde mich sonst nicht weggelassen haben. — Die Möglichkeit meiner Anstellung leuchtete mir nach einiger Ueberlegung doch ein. So sehr ich auch vom Grafen Balbus geschätzt, und mit meiner ganzen bisherigen Lage durchaus zufrieden war: so ließ sich doch der Fall denken, daß er einmal ganz unvermuthet aus der Welt gehen könnte. Denn, seitdem ich sein Arzt war, hatte er schon zwei Mal wieder schlagartige Anfälle erlitten. Wer konnte mir

verbürgen, daß mich sein Nachfolger unter eben denselben Bedingungen beibehalten würde? — War nicht nach dem, was ich oben bemerkt habe, zu fürchten, daß dieser den Hofrath Säbel wieder in den Dienst zurückrufen dürfte? Diesen Mann, der mich für seinen ärgsten Feind und Verfolger hielt? — Wie geschwind konnte ich dann durch seinen Einfluß fortgeschickt werden? Und wohin hernach? — Etwa nach Ludwigstadt zurück? Das litt meine Ehre nicht. — Nach Mehlburg? Wo ohnehin schon Aerzte in großer Menge waren, die ich durch meine Kuren im Hennebornschen Hause schon sehr eifersüchtig gemacht hatte? — —

Ich war bald mit mir einig. Aber Graf Balbus durfte nichts davon erfahren. — Das Einzige, was mir wehe that! — Ich machte mir jetzt den Plan, vor meiner Abreise noch einmal nach Mehlburg zu kommen, und mich mit dem Pfarrer Roth auf dem Rückwege wegen der künftigen Geldsendungen zu besprechen.

Auf ein Mal kam Graf Herrman mit

der Nachricht: er habe Befehl erhalten, zu seinem Regimente zu gehen, und müsse in acht Tagen schon abreisen. „Wahrscheinlich,“ setzte er hinzu, „wird es einen Krieg mit den Franzosen geben.“ — Ich begehre nicht zu leugnen, daß mich das ziemlich überrascht hat. Ich war erst auf den Frühling dazu gefaßt. Mein ganzes Concept sahe ich nun durchstrichen. Um meine Bestürzung zu vermehren, erhielt ich noch an eben demselben Tage einen Brief von Polland, womit er mir in Emiliens Namen dreihundert Thaler sandte, und dabei meldete, daß sie an einer entzündlichen Krankheit gefährlich danieder liege.

Man kann sich vorstellen, wie mir da zu Muthe war. Mein Schmerz war unaussprechlich. Aber ich mußte ihn jetzt zu verbergen suchen. —

Nachdem ich mich etwas erholt hatte, meldete ich Pollanden meine Abreise nach Rußland, und beschwur ihn bei seinen Freundschaftspflichten, auf den Fall, daß Emilie sterben sollte, für die Sicherheit meines Ver-

mögens zu sorgen. An Henneborn und Roth konnte ich nur bloß Abschiedsbriefe zurücklassen. Der erstere kostete mich Thränen. Ich konnte mir einbilden, daß ihm meine allzuweite Entfernung nicht lieb seyn würde. — Am Abend vor meiner Abreise war Balbus besonders aufgeräumt. Ich sollte ihm, sagte er, einige Bärenhäute mit zurückbringen. Am darauf folgenden Morgen aber blieb er in sich gekehrt und still. Er schien zu ahnden, daß er mich nicht mehr sehen würde. Bröckel und Knott waren fast untröstlich. Der alte Lucius gab mir seinen Segen. Ich mußte mich mit Gewalt von ihnen losreißen.

Siebzehntes Kapitel.

Wenig von Bedeutung.

Es war ein trüber, frostiger Tag, als wir abfuhren. Jeder von uns saß im Pelz gehüllt, und hing seinen Gedanken nach. Mein Cousin war in Hämichen zurück geblieben, weil der Graf Balbus nicht anders wußte, als daß ich in drei bis vier Monaten wieder zurückkommen würde. Ich hätte ihn auch nicht wohl mitnehmen können; denn wir reiseten mit Extrapost, und hielten uns nirgends lange auf. Ueberdies war der Winter vor der Thür.

Was mich in den ersten Tagen unserer Reise fast ausschließlich beschäftigte, das war der Gedanke an meine Emilie. Sie war mir stets so theuer, ich sehnte mich so unaufhörlich nach ihrem Besitz, wenn sie nun

vollends stürbe, oder gar schon gestorben wäre! — Wie hart! Wie unglücklich! — Und wie käme ich dann zu meinem Erbtheil? — Ich habe nichts, als ihre und Pollands Briefe darüber aufzuweisen. — Wenn nun auch Polland stürbe! — Wenn Niemand mehr da wäre, der von der Sache wüßte! — Wenn man die Aechtheit der Briefe widersprechen sollte! —

Dergleichen Vorstellungen beunruhigten mich ungemein. Ich glaubte, meinem Reisegefährten, der mir's bald abgemerkt hatte, kein Geheimniß daraus machen zu dürfen. Er suchte mich aber fortwährend zu beruhigen, und erreichte auch endlich seine Absicht. Hat doch die Vorsehung, sagte ich zu mir selbst, bisher immer so väterlich für dich gesorgt — sie wird dich gewiß auch künftig nicht verlassen.

Je weiter wir kamen, desto mehr empfand ich die Trennung von meinen Freunden. — Henneborn, Graf Balbus, Lucius, Roth, selbst Bröckel und Knott nicht ausgeschlossen — sie hatten mich Alle so lieb —

kamen mir so freundlich entgegen — Schier fings mich an zu reuen, daß ich sie verlassen hatte; aber mein Schicksal wollte es so.

Uebrigens machte ich auf der ganzen Reise die Bemerkung, daß auch in Norden schon die Aufklärung weit vorgerückt war. Man trank keinen Thee mehr, ohne ihn mit Arrak zu vermischen; man rauchte nur Cigarros, man trug Sporen, wenn man spazieren ging — Westen von Spannelänge — Hosen bis an den Hals mit elastischen Trägern — Brillen in Gold und Silber gefaßt — was alles auf unsere Unterhaltung vortrefflich einwirkte. Auch begegneten uns einige tausend Rekruten, die fast mitten im Winter ihren künftigen Fahnen freudig entgegen gingen.

Nach zwei und zwanzig Tagen kamen wir endlich in Petersburg an. Graf Herrmann eilte auf seine Garnison zu, und ich zu meinem Schwager.

Achtzehntes Kapitel.

Magnetismus.

Wir hatten uns in funfzehn Jahren nicht gesehen, und fielen einander sprachlos in die Arme. Es ist ein eigenes Gefühl um die Geschwisterliebe. Ich war fast Wochen da, ohne ans Ausgehen zu denken. Immer hatten wir einander zu erzehlen, und immer konnten wir nicht fertig werden. Meine Schwester meinte, ich sollte jetzt da bleiben, es werde sich wohl eine Gelegenheit für mich finden. Wohnung und Kost könnte ich bei ihr haben. „Ja wohl!" sagte mein Schwager, „hier ist es recht gut leben. Und da jetzt bald ein Krieg ausbricht: so werden die Aerzte sehr gesucht seyn." — Ich gestand ihm, daß mir auch mein Reisegefährte zu einer Anstellung Hoffnung gemacht habe, und

daß ich vor der Hand darauf warten wolle. Sollte es nicht gelingen: so stünde mir der Rückweg zum Grafen Balbus offen. —

Ich ging jetzt fleißig aus, besah alles Sehenswürdige der Stadt, und machte theils durch meinen Schwager, der ein angesehener Kaufmann war, theils auf den Kaffeehäusern manche angenehme Bekanntschaft. Ueberall redete man vom Kriege, und überall sah und hörte man schon von Vorbereitungen, die darauf abzielten.

Graf Herrmann hatte mich inzwischen schon einmal besucht. Jetzt ließ er mich unvermuthet zu Tische bitten. Die Tafel war von zehn bis zwölf Officieren besetzt, die meistens von seinem Regimente waren, mit welchen er mich vorläufig bekannt machen wollte. — Ich gefiel mir recht wohl in dieser Gesellschaft, und fixirte besonders Einen davon, der mir an Bildung den Andern überlegen zu seyn schien, und der, wie ich nachher erfuhr, ein vorzüglicher Günstling des Fürsten * * * war. Wahrscheinlich wollte der Graf durch diesen für mich zu wirken

suchen; denn er brachte zum öftern solche Gegenstände zur Sprache, wobei ich als Arzt ohnehin schon interessirt war, und noch besonders zur Theilnahme aufgefordert wurde.

Als unter andern auf den Magnetismus die Rede kam, welcher damals außer dem nahen Kriege an der Tagsordnung zu seyn schien, so sagte der Eine: „Das sind Possen! ich glaube nicht daran.“ — Ein Anderer: „Ziererereien der Frauenzimmer sinds, um mit einem Manne recht nahe in Berührung zu kommen.“ — „Richtig!“ sagte der Dritte; „wo hat man denn je gehört, daß eine Mannsperson des Magnetismus bedurft hat?“ — „In meiner Kompagnie,“ sagte der Vierte, „getraue ich mir die besten Magnetiseur zu finden.“ — Der Fünfte: „So bald mir Jemand sagt, das oder jenes Frauenzimmer müsse magnetisirt werden, so behaupte ich, es sey manntoll.“ — Der Sechste: „So bald der Teufel im Leibe sitzt, braucht der Mensch Hülfe. Sonst holte man die Exorzisten; jetzt holt man die Magnetiseurs.“

Nachdem Einige das Gegentheil behauptet, und sehr hartnäckig bestritten hatten, Andere aber ganz neutral geblieben waren, und es bloß mit dem Glase hielten, glaubte ich aufgefordert auch meine Meinung sagen zu müssen, und erklärte daher: es sey nicht zu leugnen, daß der Magnetismus ein gutes Heilmittel sey. Er scheine mir aber neuerlich gar oft gemißbraucht zu werden. Die Nervenkrämpfe, wovon der weibliche Theil der Schöpfung bald mehr bald weniger, nach Beschaffenheit des Temperaments, zu leiden pflege, ließen sich aus dem innern Organismus desselben ableiten, mit welchem es bei dem männlichen Geschlecht sich ganz anders verhalte, weshalb auch dieses von dergleichen Zufällen frei sey, und in der Regel keines Magnetismus bedürfe, es wäre denn, daß man ihn als Opiat zur Gewinnung der Ruhe und früherer Herstellung verlorner Kräfte bei demselben anwenden wolle. Meiner Erfahrung nach fehle es indessen nicht an andern Mitteln, jenes Uebel zu mildern, zuweilen auch ganz zu heben. Doch hätte ich

wahrgenommen, daß eine rasche Verehelichung immer die besten Dienste geleistet habe. — Ein allgemeines Gelächter machte nun dem Gespräch ein Ende. —

Wenn man an Thätigkeit gewöhnt war, und dann plötzlich zur Geschäftslosigkeit übergeht: so wird man gewissermaßen krank. So gings auch mir. Ich hatte fast Alles, was für gewöhnliche Menschen einen Werth hat — Verwandte, gute Freunde, hohe Gönner, ein sorgenfreies Leben, Abwechselungen im Vergnügen, Befriedigung der Neu- und Wißbegierde, aber — nichts zu thun. Das wurde mir endlich lästig. Ich fing an, verdrießlich zu werden, und sehnte mich fast zurück. Dazu mochte auch das wohl mit beigetragen haben, daß ich von Emilien und Polland gar keine Nachricht erhielt. Ich nahm beinahe als ausgemacht an, daß Beide todt seyen. Auch Graf Balbus kam mir nicht aus dem Sinne. Der größte Theil meiner Urlaubszeit war nun bald vorüber. Die Versicherungen des Grafen Herrmann schienen nicht in Erfüllung gehen zu wollen, ob

ich schon an seinem guten Willen, und an seiner Verwendung für mich nicht im Mindesten zweifeln durfte.

Ich glaubte es also mir selbst schuldig zu seyn, an Graf Balbus zu schreiben, und ihn noch um eine Urlaubsverlängerung von vier Wochen zu bitten. Da der Ausbruch des Krieges schon nicht mehr zweifelhaft war, so konnte ich voraus setzen, daß ich entweder bald, oder gar nicht angestellt werden würde. Im letztern Falle blieb mir der Rückzug nach Hänichen offen.

Neunzehntes Kapitel.

Nichts von ungefähr.

Acht Tage darauf kam Graf Herrmann mit der Ankündigung, Barclai de Tolly wolle mich sprechen. Wir gingen Beide hin, und das Resultat unserer Unterredung war das, daß ich bei dem ***schen Korps als Oberarzt angestellt wurde. — Man denke sich meine Freude! Jetzt gab's Geschäfte auf Geschäfte. Ich mußte mich mit meinem neuen Wirkungskreise und mit den Formen dabei bekannt machen. Tag und Nacht war ich auf den Beinen. Verschiedene Korps rückten schon gegen den Niemen vor. Das, bei dem ich angestellt war, sollte vor der Hand in der Nähe von Petersburg bleiben, und nöthigen Falls erst nachrücken. Alles war in Bewegung — für mich ein neues,

ganz ungewohntes Schauspiel! Man bemerkte nirgends Mißtrauen oder Furcht, obgleich der vorjährige Komet hie und da abergläubische Eindrücke zurück gelassen hatte. Man ging vielmehr dem aller Welt Feind beherzt und muthig entgegen.

Mitten in diesem Gewühle, wo man schon allen Verkehr mit Deutschland für gesperrt hielt, erhielt ich eines Abends nachfolgende zwei Briefe.

Hofrath Säbel an Doktor Henry.

„Seine Hochgräfliche Excellenz, mein gnädigster Herr, lassen dem Herrn Doktor Henry, dermalen zu Petersburg, auf sein vorgestern dahier eingekommenes Urlaubsverlängerungs-Gesuch durch mich bekannt machen, daß, da der Herr Graf Balbus der ältere schon vor vier Wochen an einem Schlagfluß Todes verblichen, und folglich des ärztlichen Beistandes des Herrn Doktor Henry hinführo nicht mehr bedürfen, die Verlängerung oder Abkürzung des gegenwärtigen Aufenthalts in dem ermeldeten Petersburg lediglich von der Willkühr desselben abhänge, indem

sich Seine Hochgräfliche Excellenz darüber zu disponiren nicht für befugt hielte. Uebrigens erwarten der Herr Graf in Ansehung des zurückgelassenen, und noch immer im Hochgräflichen Futter stehenden Pferdes, Cousin genannt, demnächst dessen Erklärung."

Polland an Henry.

„So lange es auch schon ist, daß ich an Deine Entfernung gewöhnt bin, so sehr hat mich doch die Nachricht von Deiner Abreise nach Rußland beklemmt. In Ludwigstadt kamst Du mir immer noch als ganz nahe vor. Aber jetzt? — Wer kann voraus wissen, wie es gehen wird? Wie lange werden wir noch an einander schreiben können? Oder wo? und in welchem Winkel der Welt werden wir uns künftig aufsuchen müssen? — Es scheint, daß Alles drunter und drüber geht. Halb Deutschland ist schon von Franzosen überschwemmt. Die Kontingente der Verbündeten eilen von allen Seiten herbei. Die Kassen sind gesperrt. Nicht einmal Zinsen werden mehr bezahlt. — Barmherziger Gott! was wird noch aus uns werden?

Emilie ist gerettet. Ich hielt sie schon für verloren, als ich die letzte Geldsendung an Dich abgehen ließ. Aber der alte Doktor Baldrian hat wirklich ein Kunststück an ihr gemacht. Zwar sieht sie noch immer etwas bleich aus; doch wird sich das, was ich hoffe, bald gar geben. — Mit Deiner Reise nach Rußland ist sie nicht zufrieden, zumal, da jetzt der Krieg dazwischen kommt. „Wo soll und kann ich nun zu ihm gelangen, wenn meine Mutter sterben sollte?" sagte sie gestern. Ich bedaure sie in der That. Ihre Liebe zu Dir bleibt sich immer gleich. Man kann ihre Standhaftigkeit nicht genug bewundern. Wenn Du erst wüßtest, wie wehe ihr geschah, daß sie Dir wegen der Kassensperre diesmal kein Geld schicken konnte! „Ach! er leidet vielleicht Noth," sagte sie, „wie damals in Ludwigstadt! Er denkt vielleicht, ich sey leichtsinnig geworden, habe ihn vergessen, liebe ihn nicht mehr!" — Es giebt in Wahrheit nur eine einzige Emilie, und diese ist ewig Dein. — Wir wünschen herzlich, daß es Dir bei Deinem Schwager nicht

lange gefallen, und Du je eher je lieber nach Deutschland wieder zurückkehren mögest. Laß uns dies, wo möglich, in Deinem nächsten Briefe schon lesen! Wir erwarten ihn sehnlich, und empfehlen Dich dem Schutze der Vorsehung."

Voll Freude über die unerwartete Nachricht von der fortdauernden Existenz meiner todt geglaubten vaterländischen Lieben, opferte ich die ganze folgende Nacht der Beantwortung des Pollandschen Briefes und den angenehmsten Erinnerungen auf. — „Glücklicher Weise," schrieb ich unter andern, „brauche ich jetzt kein Geld. Meinetwegen können also die Kassen gesperrt seyn. Aber um Emilien ist mir's leid. Was soll sie anfangen, wenn sie lange keine Zinsen erhält? — Sollten sie aber auch bezahlt werden, so schicke mir nichts davon, bis ich es ausdrücklich verlange. Emilie soll sie nur einstweilen zurücklegen. Jetzt fehlt mir nichts, als sie." —

Was ich dem saubern Säbel antworten sollte, darüber war ich lange unentschlossen. Seine Nachrichten fanden mich zwar

vorbereitet; denn den plötzlichen Tod des guten Balbus, und die Wiederanstellung des Hofraths hatte ich längst befürchtet. Jetzt fielen mir aber Knott und Bröckel ein. Um diese war es vielleicht schon geschehen. Ich hielt es endlich unter meiner Würde, dem Säbel zu antworten, und schrieb an den Graf selbst. Ich empfahl ihm bei dieser Gelegenheit die beiden Kreuzträger, weil sie auf meine Veranlassung in die Dienste gekommen waren, und ersuchte ihn, meinen Cousin an den Pastor Roth in Ludwigstadt abzusenden — denn dieser hatte sich einst, als ich in der Klemme saß, und das gute Thier beinahe verkauft hätte, von freien Stücken erboten, ihn als Usufruktuarius bis auf bessere Zeiten in die Kost zu nehmen. Daß ich zugleich an Roth schrieb, versteht sich ohnehin. —

Der Krieg brach endlich los. Napoleon ging trotzig seinem Schicksal entgegen. — Man wird von mir nicht erwarten, daß ich hier der vielen Schlachten und andern kriegerischen Ereignisse erwähnen soll, welche im

Laufe des Sommers 1812 vorgefallen, und bis auf diese Minute schon so vielfältig von Andern beschrieben worden sind. Es würde mich nur in den ungegründeten Verdacht bringen, als wollte ich die Bogenzahl und folglich auch das Honorar dadurch zu vermehren suchen, was doch offenbar meine Sache nicht ist, obgleich ich voraus sehen kann, daß das Honorarium quästionis nicht so ergiebig, als das für den Titan des Jean Paul werden wird. Glücklicher Weise war ich überall nicht dabei, und ich rede ja eigentlich nur von mir, und von dem, was mich angeht. — Ich befand mich um diese Zeit fortwährend in der Nähe von Petersburg.

Wie der Vogler, wenn er in seiner Hütte der Sorglosigkeit zusieht, mit der die gefiederten Waldbewohner fraßgierig ins Garn huschen, so sah der Russe dem unüberlegten Vordringen des Napoleon zu, bis er endlich, dem entworfenen Plane gemäß, wie ein Tölpel ins Netz fiel. Ihm hatte wohl nicht geträumt, daß die nordischen Völker gleich

tapfer und listig wären. In seinem Uebermuth hielt er sie für Barbaren, jeden ihrer berechneten Rückzüge für feige Flucht. Immer kühner rückte er vor. Der kluge Mann ließ sich weis machen, daß Alles von panischem Schrecken ergriffen sey, daß selbst der Hof Anstalten zur Flucht treffe, und tappte nach Moskau. Jetzt kam die Zeit, das Netz in Bewegung zu setzen. Er merkte das endlich, und ergriff den Rückweg. Aber die richtende Vorsehung zog mit der Kälte hinter ihm her, und erleichterte den Russen ihr großes Tagewerk.

Ehe dies noch geschah, hatte das Korps, bei dem ich angestellt war, sich gleichfalls vorwärts bewegt. Ich kam über Smolensk und Wilna, bis nach Marienwerder, ohne etwas vom Feinde gesehen zu haben, als seine erfrornen Kadavers. In Preußen traf ich Gefangene, bei welchen erst die Nasen und Ohren in Anspruch genommen waren. Ein wahrhaft trauriger Anblick! Die Trümmer der großen Armee erregte jetzt bloß Erbarmen.

Bei meiner Bestimmung, für die zweckmäßige Anlegung der Lazarethe zu sorgen, und ihren Zustand fleißig zu nntersuchen, führte mich jetzt der Weg nach **ach. Ich kam zum Prediger ins Quartier, der am folgenden Tage Gottesverehrung zu halten hatte. Da ich von seiner Herzlichkeit gleich angezogen war: so lüstete mich, seine Predigt zu hören.

Sie war eindringend und salbungsvoll. Er bewies seiner Gemeinde, daß nichts auf dieser Welt von ungefähr komme — daß überall die leitende Hand der Vorsehung zu erblicken sey, und daß wir daher Glück und Unglück mit Dank und Ergebung von ihr anznnehmen, und Beides zu unserer Besserung und Versittlichung anzuwenden hätten. Hier flochte er die neueste Zeitgeschichte warnend und tröstend ein, und ermahnte zum standhaften Vertrauen auf Gott. —

Man war gezwungen, seiner Rede Beifall zu geben. Als ich ihm diesen beim Mittagessen zu erkennen gab, sagte er unter andern: „Sie glauben nicht, welche schwere

Arbeit jetzt ein Prediger hat, um das Gefühl für Tugend und Religion wieder aufzuregen. In den letzten sechs Jahren ist Alles wieder eingerissen worden, was ich in funfzehn Jahren zuvor mit Mühe aufgebauet hatte. Der reißende Strom der französischen Unsittlichkeit hat Alles überschwemmt. Selbst eine meiner Töchter ist ein Opfer davon geworden. Unzucht und Leichtsinn sind an der Tagsordnung. Sonst war die achtzehnte Geburt eine uneheliche; jetzt ist's die zweite und dritte. Man denkt bloß auf die Befriedigung der Sinne, aber nicht auf die Veredlung des Geistes und Herzens." —

Ich muß gestehen, daß ich in allen Orten, die der französische Heuschreckenzug betroffen hat, eben dieselben Klagen in Menge gehört habe. Ein Rechtsgelehrter aber war einmal der Meinung: die übertriebene Anhäufung der Unkeuschheitsfälle rühre nicht bloß von der nähern Bekanntschaft mit den luftigen Franzmännern, sondern vorzüglich davon her, daß dergleichen Vergehen nicht mehr, wie sonst, mit Geld und Kirchenbuße,

dann öffentlicher Verachtung bestraft würden. Man habe durch diese Milde zweierlei Absichten zu erreichen gesucht — einmal die Verhütung des Kindermords, und dann die Beförderung der Volksvermehrung. Die bisherige Erfahrung lehre aber leider, daß nur die Sittlichkeit noch mehr untergraben werde; denn man höre und lese noch immer von Kindermorden, und die erwartete Vermehrung der Population bleibe höchst problematisch, weil man bei einiger Aufmerksamkeit leicht entdecken könnte, daß die meisten der unehelichen Kinder entweder schon todt zur Welt kämen, oder doch in den nächsten sechs Monaten verwahrloset dahin stürben. Er meinte daher, die Wiedereinführung der alten Strafgesetze würde am besten wirken.

Hier ist der Ort nicht, meine Meinung darüber zu sagen. Daß es aber anders seyn könnte und sollte, als es ist, leuchtet mir wohl ein. Wer stehet, der sehe zu, daß er nicht falle!

Zwanzigstes Kapitel.

Panorama der Liebe.

Die Schlachten bei Lützen und Bautzen waren geschlagen. Oesterreich trat der Verbindung bei. Ich kam nach Böhmen in die Kantonnirung. Meine Sehnsucht nach Briefen aus meiner Vaterstadt wurde jetzt stärker als jemals. Seit anderthalb Jahren hatte ich nichts vernommen. Wie wird es meinen Lieben in dieser unruhigen Zeit ergehen? dachte ich öfters. Werden sie wohl noch leben? Werden sie gesund seyn? Werden sie an mich denken? Mich noch lieben, so wie ich sie liebe? — Schreiben konnten sie freilich. Aber wohin? Wußten sie mich zu finden? Und wenn sie auch geschrieben haben, wie unsicher ist der Postenlauf! —

Pastor Roth hatte mir inzwischen gleich-

wohl gemeldet, daß Cousin wohlbehalten bei ihm angekommen sey. Mein Schwager hatte mir diesen Brief nachgesendet. Weder Emilie noch Polland konnten also an mich geschrieben haben; sonst würden es Beilagen des Rothschen Schreibens gewesen seyn.

Während ich mich mit Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten herumtrieb, sah ich einen Mann ins Haus gehen, der ganz nach der Art meiner Landsleute gekleidet war. Die Neugier, ihn näher kennen zu lernen, bewog mich, in die Wirthsstube zu treten — denn ich befand mich damals in dem vornehmsten Wirthshause eines kleinen böhmischen Städtchens im Quartier. Als ich ihn nach und nach sorgfältig ausgeholt hatte, ergab sich's, daß er ein Hopfenhändler war, der zwei Stunden von meiner Vaterstadt seinen Wohnort hatte, aber mir weder von Emilien, noch von Polland einigen Bescheid zu geben wußte. Nur meinen Vater, versicherte er, einst gekannt zu haben.

Mittlerweile war unter den vielen Zechbrüdern, die meist aus dem Bauernstande

waren, und den Pfarrer in ihrer Mitte hatten, ein heftiger Streit ausgebrochen, der zuletzt in Thätlichkeiten überging. Ich gab mir Mühe, ihn beizulegen; aber die erhitzten Köpfe achteten auf Niemand, sondern vertheidigten ihre Theses mit ausgezogenen Stuhlbeinen, und jagten endlich den Pfarrer, der gleichfalls zur Ruhe ermahnte, unter den Tisch hinunter. Indem der Lärm so anhielt, vernahm man das Läuten der Gebetglocke. Ave Maria! intonirte auf ein Mal der Pfarrer unter dem Tische hervor, und im Augenblick zogen die Combattanten ihre Hüte und Mützen ab, und falteten die Hände. — Kaum war das Gebet zu Ende, so ging das Gefecht von neuem an, und würde wahrscheinlich sehr blutig beschlossen worden seyn, wenn nicht die herbeigeeilte Wache noch bei Zeiten dazwischen gekommen wäre. Jetzt erst kroch der arme Seelenhirt aus dem Schooß der Erde hervor, und eilte spornstreichs nach seiner Wohnung. — Daraus man sich die Lehre ziehen mag, daß es für einen Pfarrer nicht rathsam sey, mit sei-

ner Gemeinde im Wirthshause zu sitzen. Im Beichtstuhl und auf der Kanzel ist er wenigstens vor Stuhlbeinen sicher.

Kaum war der kurze Waffenstillstand zu Ende, so traten bei unsrer Armee einige Veränderungen ein, und ich erhielt dadurch eine andere Bestimmung. Mein Weg führte mich über Hänichen. Ich beschloß, daselbst zu übernachten. Der Graf war abwesend, und befand sich auf seiner entlegenern Herrschaft, welche von den Franzosen gar sehr gelitten hatte. Ich begab mich zum Pfarrer Lucius, bei dem ich mir die beste Aufnahme versprechen durfte, und fand sie auch. Der gute Mann war von Freude ganz außer sich, als er mich Abends so unerwartet bei sich eintreten sah. Ich mußte ihm viel vom vorjährigen Feldzuge, und von meinen eigenen Schicksalen erzählen, wobei er immer einmal um das andere ausrief: „Ich bin nur froh, daß ich Sie noch am Leben sehe."

Vom Grafen Balbus sprach er mit vielen Thränen. „Ach! er war so gut, so rechtschaffen, so fromm, so human," sagte er,

„und mußte so schnell davon! Er war des Nachmittags noch spazieren geritten, mochte vielleicht sich etwas erkältet haben, und wie er die Treppe hinauf gehen will, fällt er um, und ist gleich todt. Er war zuvor immer so munter, so gesund, sprach immer mit mir von Ihnen, und noch zwei Tage vor seinem Ende sagte er scherzend: „Ich will doch sehen, ob mir der Doktor die Bärenhäute mitbringen wird."" — Hier fing der Pfarrer aufs neue an zu weinen.

Als ich mich nach dem jetzigen Grafen erkundigte, antwortete er mir: „So, wie sein Vater, ist er nicht — doch sind wir mit ihm zufrieden, und können nicht über ihn klagen. Im Anfange freilich wollte mir's nicht gefallen. Da schob er den braven Justus auf die Seite, und setzte den elenden Säbel wieder ein. Es dauerte aber kaum drei Wochen, so kamen Vorstellungen über Vorstellungen ein, die ihn bald zum Nachdenken brachten. Er verlangte auch meine Meinung zu wissen, die ich ihm gleich sehr offenherzig vorlegte. Nun gab er der Volksstimme nach, schickte

den Säbel wieder fort, und erwarb sich dadurch die Liebe und das Verttauen seiner Unterthanen. Wer weiß, wenn er zugegen wäre, ob er Ihnen nicht Anträge machen würde?" —

Wie wir so beisammen saßen, kam der brave Knott, dieser edelmüthige Märtyrer seines verwünschten Haarbeutels, zum Vorschein, und freuete sich ebenfalls meiner Gegenwart. Ob ihm gleich die Haartour ein apokryphisches Gesicht zugezogen hatte, so blickte doch seine Herzensgüte überall hindurch, und er kam sogar auf den alten Dank wieder zurück, den er mir für meine Empfehlung nach Hänichen noch immer schuldig zu seyn glaubte. Auch er meinte, daß Jedermann es gern sähe, wenn ich in Zukunft wieder hier bleiben könnte. — Vor Ende des Krieges, sagte ich, lasse sich nichts bestimmen. Das Andenken an Graf Balbus sey mir heilig. Wenn mich sein Sohn einst zu besitzen wünsche, würde ich gern folgen.

Vom Hofrath Bröckel wußten sie mir weiter nichts zu sagen, als daß er vor vier-

zehn Tagen mit Urlaub nach Mehlburg gereiset sey, und nächstens zurück erwartet werde. Wie gern hätte ich mit ihm gesprochen, um etwas von Henneborns zu erfahren! — Mit Anbruch des Tages mußte ich mein liebes Hänichen gerührt verlassen, um meiner Bestimmung zuzueilen. —

Ich war kaum angekommen, so überfiel mich ein Fieber. Ich war bei einem Staatsdiener im Quartier, der sich noch gar nicht hatte sehen lassen. Desto fleißiger besuchte mich seine Gattin, die aus einem angebornen Instinkt nur dann mein Zimmer verließ, wenn sie ihren Gemahl stark räuspernd zurückkommen hörte. Sie schien so ängstlich um meine Genesung besorgt zu seyn, daß sie mir öfters sogar den Puls befühlte, und, wenn ich einschlief, die Fliegen von mir verscheuchte. Bei dieser menschenfreundlichen Behandlung sah ich mich nach sechs Tagen wieder hergestellt, und konnte nun an dem Familien=Tische meinen Platz nehmen. Der Mann, den ich jetzt erst kennen lernte, war äußerst redselig. Inzwischen

konzentrirte sich sein ganzes langes Gespräch bloß auf seine Amtsgeschäfte, woran mir natürlicher Weise höchst wenig gelegen seyn konnte. Dabei brachte er das Wort Büreau so unablässig zum Vorschein, daß selbst seine Gattin zum öftern zu lachen pflegte. Es war wohl ein günstiger Zufall für mich, daß ich bald von ihm ausquartiert wurde; denn, da ich nie ein gutes Urtheil über das Büreau-Wesen gehört hatte, und doch das Wort Büreau bei jeder Mahlzeit wenigstens zwanzig Mal hören mußte, so hätte bei einem längern Verweilen in diesem Hause — troz der einnehmenden Freundlichkeit der Hauswirthin — mein Fieber leicht wieder zurückkehren können.

Inzwischen waren die berühmten Ereignisse in Sachsen und Böhmen, an der Katzbach und bei Dennewitz vorgefallen, und man sah der entscheidenden Schlacht bei Leipzig täglich entgegen. Die Lazarethe füllten sich immer mehr an.

Als ich eines Abends die gewöhnliche Runde machte, wurde mir die Ankunft eines

russischen Hauptmanns gemeldet, der schwer blessirt sey. Ich ging nach ihm hin, fand die Wundärzte mit dem Verbande beschäftigt, und erblickte — den Lieutenant Bersche.

Wie vom Blitze getroffen fuhr ich etwas zurück, trat wieder näher hinzu, und betrachtete ihn genauer — es war der leibhaftige Lieutenant Bersche. — Ich weiß selbst nicht mehr, wie mir in diesem Augenblicke war. Die damals in meiner Nähe waren, mögen es besser wissen. Die heftigsten Bewegungen hatten sich meiner bemeistert. Ich begriff, daß er's war — aber ich begriff nicht, wie er's seyn konnte. Zehnmal wollte ich fort, und immer zog mich's wieder zurück. Meine Unruhe war grenzenlos. Den vor mir zu sehen, den ich schon Jahre lang todt glaubte! Den ich selbst im Leichtsinne ermordet zu haben glaubte! Um dessen wegen ich mit der schrecklichsten Qual belastet in der Welt mich herumtrieb, und selten nur Ruhe fand! Diesen Mann jetzt vor mir zu sehen, den ich für meinen Feind hielt! Der die Ursache war, daß ich mein Vater=

land meiden mußte! Daß ich nur noch durch List, durch Emiliens Selbstverleugnung mein Erbtheil in Sicherheit brachte! Von dem mir Polland so bestimmt schrieb, daß er todt sey! — Es ist nicht auszusprechen, was in mir vorging. Mein Gemüthszustand war ohne Gleichen.

Wie man mit dem Verbande zu Ende war, trat ich ihm wieder näher. „Sind Sie nicht Herr Versche?" fragte ich ihn. — „Ja wohl!" versetzte er mit äußerst schwacher Stimme, und richtete seinen Blick gen Himmel. — „Kennen Sie mich noch?" fuhr ich fort. — Er sah mich lange bedeutend an. — Endlich rief er aus: „Ach Gott! Herr Henry! Wie führt uns das Schicksal hier zusammen?" — „Vielleicht zu Ihrer Rettung," antwortete ich ihm. „Ich werde morgen Ihre Wunden selbst untersuchen." —

Nachdem er etwas Suppe genossen hatte, fiel er in einen tiefen Schlummer, der bloß die Folge einer starken Verblutung zu seyn schien. Ich beschloß, die Nacht bei ihm zuzubringen. — Nach Mitternacht ward er

unruhig, und klagte über Schmerzen. Als er mich an seinem Bette sah, reichte er mir die Hand und sagte sonst nichts, als: „Sehr gütig, sehr gütig!" — Am Morgen zeigte sich mehr Lebenskraft in ihm. Der Verband wurde geöffnet; ich war jedoch gezwungen, die beiden Kopfwunden für gefährlich zu erklären. „Das sind sie auch," fing er an; „ich fühle es nur allzusehr. Sorgen Sie nur, daß, wenn ich sterbe, meine gute Mutter erfahre, wann und wo ich gestorben bin!"

Als wir allein waren, kam er von freien Stücken auf unser ehemaliges Verhältniß zu sprechen. „Wollen wir's mit dem Mantel der Liebe bedecken!" sagte ich, „ich habe genug dafür gelitten; denn ich wußte nicht anders, als daß ich Sie getödtet hätte." — Er schwieg dann stille. — Zu einer andern Zeit erzählte er mir, daß er erst während des Waffenstillstandes die französischen Dienste verlassen habe, und als Hauptmann in russische übergetreten sey, weil ihn sein Obrist sehr schlecht behandelt hätte. —

Gegen die Nacht trat das Wundfieber

ein. Sein Kopf schwoll zusehends. Ich sorgte für alles, was zu seiner Rettung und Linderung der Schmerzen nur möglich war, und er erkannte es auch mit Dank. Demungeachtet verließ mich alle Hoffnung. Es verschlimmerte sich mit ihm von Stunde zu Stunde. Ich mußte ihm endlich gestehen, daß sein Tod herannahe. In dieser ernsten Minute ergriff er meine Hand, und schien sie herzlich drücken zu wollen. Die Kraft versagte ihm aber. In den verschwollenen Augen zeigten sich Thränen. „Ich habe sonst nichts," fing er an, „womit ich Ihre Mühe belohnen kann, als dieses Felleisen. Was Sie darin finden, sey Ihr Eigenthum." — In der folgenden Nacht starb er.

Es ging mir nahe, daß ich ihn nicht erhalten konnte. Wer es mit ansah, mit welcher unermüdeten Sorgfalt ich seiner mich annahm — wie ich Schlaf und Bequemlichkeit für ihn aufopferte — wie traurig und niedergeschlagen mich sein Tod machte — der mußte nothwendig die innigste Freundschaft zwischen uns voraussetzen. Und doch

war es nichts als Wirkung der Menschenliebe, verstärkt durch die unermeßliche Freude, mich keines Mordes mehr schuldig zu wissen. Ich kam mir nun wie ein Begnadigter des Herrn vor. Das Gewissen konnte mir keine Vorwürfe mehr machen.

Sobald ich Muße hatte, dachte ich zunächst an Polland. Es war zwar ungewiß, ob bei dem ausgebreiteten Kriegsgewühl ein Brief von mir sicher bei ihm anlangen würde. Aber mein Herz war zu voll. Ich mußte an ihn schreiben. — Von allem, was der Leser schon weiß, gab ich ihm ausführliche Nachricht. Ohne Vorwürfe gings jedoch nicht ab. „Wie konntest Du so leichtgläubig seyn," schrieb ich unter andern, „so auf ein bloßes Gerücht hin mir die bestimmte Versicherung zu ertheilen, daß Versche wirklich todt sey? Solltest Du nicht im regen Gefühl der Freundschaft das äußerste versucht haben, Dich von der Wahrheit dieses Gerüchts zu überzeugen? Sagte Dir Dein Herz nicht, von welcher Wichtigkeit diese Ueberzeugung seyn müsse, da meine ganze künf=

tige Ruhe davon abhing? — Und durch diese Deine Leichtgläubigkeit machtest Du mich beinahe unglücklich. Bei so manchen Freuden des Lebens, die mir die Vorsehung gewährte, stand immer das Bild des Ermordeten in irgend einer Ecke. Aus dem sanftesten Schlummer schreckte es mich oft auf. Bei jeder Gefahr, in die ich kam, fürchtete ich die Rache des Himmels. Mit den ausgesuchtesten Gründen konnte ich das Gewissen nicht beschwichtigen. Sieh! so hast Du mir geschadet — mit Deinem Willen freilich nicht — wer könnte an so was denken? — Aber Du glaubtest zu leicht — zu leicht in einer Sache, wo Zweifeln das höchste Verdienst, der nächste Weg zur Wahrheit war. Und so hätte ich denn mein ganzes Leben hindurch unter dieser Folter ausharren müssen, wenn nicht die Vorsehung — gemeine Menschen nennen es Zufall — über mich gewacht, und mir den Gegenstand meines Kummers — fast möchte ich sagen — so glücklich in die Arme geliefert hätte." —

Als ich das Felleisen öffnete, das mir

vom Hauptmann Bersche zur Belohnung vermacht worden war, so fanden sich außer seiner Wäsche ungefähr einhundert Thaler in Golde, und eine Brieftasche vor, die ich zu untersuchen jetzt keine Zeit hatte. Denn nach der Schlacht bei Leipzig ging es rasch vorwärts, und meine Bestimmung brachte es mit sich, daß ich in steter Bewegung bald da, bald dort seyn mußte. Glücklicher Weise kam ich jetzt nach Ludwigstadt — an den Ort, wo mir's einmal so gut, und wieder einmal so schlecht ging. Tausend angenehme und unangenehme Erinnerungen drängten sich mir auf, als ich ihn nur von ferne sah. Sonst provisorischer Arzt, und vermeintlicher französischer Spion allhier, zog ich jetzt als russischer Oberarzt ein, und erhielt mein Quartier bei dem Präsidenten oder Vorstand des ärztlichen Kollegiums, eben demselben, der mich einst mit examinirt hatte.

Der Mann war äußerst geschmeidig. Er erinnerte sich meiner, wie er sagte, mit unendlichem Vergnügen. Ich fand auch,

daß er dem Brownschen System noch treu ergeben war. Denn da er mich durch die Reise für geschwächt hielt, so ließ er mir lauter Nahrungsmittel von der stärkendsten Art vorsetzen, und versicherte dabei, daß er sich unglücklich schätzen würde, wenn es mir nicht bei ihm behagen sollte. Er sondirte wohl auch, ob vielleicht ein Lazareth in Ludwigstadt angelegt werden sollte — wahrscheinlich in der Hoffnung, mit großen Diäten dabei angestellt zu werden. Da ich es aber verneinte, so hielt er das für ein großes Glück, weil sonst die Nervenfieber leicht in die Stadt gebracht werden könnten. —

Da mein Aufenthalt nur kurz war, so brachte ich den meisten Theil meiner Zeit beim Pastor Roth zu. Die glückliche Entwickelung meiner Duellgeschichte erregte seine freudigste Theilnahme. Er war gleichfalls der Meinung, daß Polland sehr unvorsichtig gehandelt habe. — Als ich mich nach meinem Cousin umsah, und er beim Eintritt in den Stall nur meine Stimme vernommen hatte, bog er den Kopf nach mir herum,

und wieherte laut auf. Seine Freude wurde noch ungestümer, als ich ihm nach meiner alten Gewohnheit Brodt reichte. Er hatte mich also in zwei Jahren noch nicht vergessen. Der Pastor meinte, ich sollte ihn mit mir nehmen, und schien durch das frohe Betragen des Thieres beinahe gerührt zu seyn. Die Umstände litten es aber nicht. Und da ich bemerkt hatte, daß Cousin fast gleiche Zuneigung gegen den Pfarrer blicken ließ, übrigens auch gesund und stark war und in guter Kost stand, so galt es nur wenige Mühe, den Pastor zu überreden, ihn wenigstens noch so lange bei sich zu behalten, bis sich der Krieg geendiget und mein weiteres Schicksal definitiv entwickelt haben würde. Er stellte nicht in Abrede, daß er dem fleißigen Gebrauch desselben seine Gesundheit zu danken habe, weßwegen er ihn auch sehr liebe, obgleich er schon zweimal von ihm abgesetzt worden sey. —

Der logogryphische Kammercommissär, bei dem ich einst gewohnt hatte, war inzwischen gestorben. Er hatte dem Barbier ei=

nen Eid abgenommen, ihn noch im Sarge dreimal einzuseifen und zu rasiren, welches auch, wie mir erzählt wurde, diesem eidlichen Versprechen zufolge, mit der genauesten Gewissenhaftigkeit an ihm vollzogen worden ist.

Hätte ich diesmal dem Wunsche meines Herzens nachgeben können, so würde ich in den nächsten drei Tagen in Mehlburg gewesen seyn. Aber es lag mir jetzt viel zu weit außer dem Wege, und mit einer flüchtigen Durchreise war mir nicht gedient. Dann hoffte ich auch, in der Gegend von Kniefeld mit dem Grafen Herrmann zusammen zu treffen, den ich in langer Zeit nicht gesehen hatte. Ich mußte also meine Reise beschleunigen, und so sehr es mich schmerzte, bei Henneborns vorüber gehen.

In Kniefeld kehrte ich bei dem Wirth ein, in dessen Hause ich einst nach überstandener Gefahr so gut geschlafen hatte. Der ehrliche Mann war bei dem Rückzuge der Franzosen rein ausgeplündert, und selbst sein nöthigstes Haus- und Küchengeräth zertrüm-

mert und vernichtet worden. Noch war er damit beschäftigt, den Schaden allmählig zu ersetzen, und klagte daher beständig, daß es ihm nur um seine gute Reputation zu thun sey, weil er die Gäste nicht anständig bewirthen könne. —

Der Durchmarsch des Regiments, bei dem sich Graf Herrmann befand, war erst auf morgen angesagt. Ich mußte daher einen Tag hier liegen bleiben, und gewann dadurch endlich Zeit, die geerbte Brieftasche zu mustern. — Es waren lauter Briefe von guten Freunden, und einige von seiner Mutter. Jetzt fiel mir erst wieder ein, daß Bersche mich gebeten hatte, ihr seinen Tod zu melden. Ich thats, und schob die gefundenen Briefe wieder in die Tasche.

Während dieser Verrichtung fühlte ich ganz im Hintergrunde derselben noch einige Erhöhung. Ich suchte nach, und zog drei Briefe hervor — — o Himmel! wie ward mir! — — von Emiliens Hand. — Erst ließ ich sie zitternd fallen, hob sie dann wieder auf, betrachtete lange die Addresse —

unleugbar ihre Handschrift. Es fehlte mir fast an Muth, sie zu öffnen. Ich war außer mir. Ich trat ans Fenster, setzte mich wieder hin, und mit tiefen, langsamen Odemzügen untersuchte ich die Brieftasche, ob sich vielleicht nicht noch mehr finden möchte. — Es fand sich nichts weiter. — Noch immer zitternd fing ich jetzt an zu lesen. Man denke sich den Sturm meiner Empfindungen!

Der erste Brief von 1810 enthielt die zärtlichsten Klagen über die plötzliche Trennung von ihrem geliebten Versche, und die theuersten Versicherungen ihrer ewigen Treue. Der zweite von 1811 meldete ihre Entbindung von einem todten Knaben. Ich hätte sie zerreißen mögen, als ich folgende Stelle las: „Zwar war ich dabei dem Tode nahe, und hatte viel zu leiden. Was sind aber diese Leiden gegen einen einzigen heißen Kuß von meinem Versche? Gegen die unnennbare Wonne seiner Umarmungen? Der Knabe war ganz Ihr Ebenbild u. s. w." — In dem dritten vom März 1812 jammerte

sie über den Ausbruch des Krieges, und ihres Versche allzugroße Entfernung, beschwur ihn, sie nicht zu vergessen, und hing zuletzt die spöttische Nachricht an: „Daß Sie fein dem Doktor Henry nichts zu Leide thun, wenn Sie nach Rußland kommen! Sie wissen ja, er ist mein Verlobter, und ich lebe von seinem Gelde." —

Wer mag das Entsetzen malen, das mich jetzt ergriff? Den herben, schrecklichen Schmerz, der mein Inneres durchwühlte? — Ein fürchterliches Donnerwetter hatte dreimal neben mir eingeschlagen. Ich lebte noch; aber ich war betäubt.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

W e i h n a c h t e n.

Die Ankunft des Grafen Herrmann war mein Glück. Ich hätte mich sonst der Verzweiflung überlassen. Sein gewöhnlicher Frohsinn heiterte mich wieder auf, goß Oel in meine Wunden, und machte mich für die Freuden dieser Welt aufs neue empfänglich. Es bot sich die Gelegenheit dar, zwei Tage in seiner Gesellschaft zu seyn, was mir unter den dermaligen Umständen doppelt erwünscht kam. Als wir uns getrennt hatten, und ich wieder allein war, fiel die ganze Last des Vergangenen mit zehnfacher Schwere auf mich her. Ich fühlte nun das Bedürfeniß, meinem geängstigten Herzen Luft schaffen zu müssen, und schrieb deshalb folgenden Brief nieder.

Henry an Polland.

„Daß ich in diesem Augenblicke noch lebe und aufrecht stehe, danke ich nur der Vorsehung. Nach den liebevollen Absichten meiner Emilie sollte ich eigentlich längst todt seyn. — Wahrscheinlich wirst Du den Brief erhalten haben, worin ich Dir von der seltsamen Auferstehung des Lieutenants Versche ausführliche Nachricht gab. Sollte er verloren gegangen seyn, so kannst Du sie hier lesen. —

Versche war nicht todt. Meine Kugel hatte ihn zwar getroffen, aber nicht getödtet. Er ging als Hauptmann mit ins Feld. Von seinem Obristen schlecht behandelt, verließ er das französische Panier, und ging während der Waffenruhe zur russischen Armee über. Schwer verwundet kam er ins Lazareth, worüber ich damals die Oberaufsicht hatte. Ich erkannte ihn gleich, er mich. Es trat ein freundschaftliches Verhältniß unter uns ein. Tag und Nacht kam ich nicht von seiner Seite. Alles wandte ich zu seiner Rettung an. Umsonst! Er starb, und

Du kannst Dich nun sicher darauf verlassen, daß er todt ist. Kurz vor seinem Ende ernannte er mich zum Erben seines Nachlasses. Dieser bestand in einem Felleisen, feiner Wäsche und etwas Geld, dann in einer Brieftasche. Ich schleppte die Tasche lange mit mir herum, ohne sie zu öffnen — ohne Arges zu denken. Jetzt finde ich endlich einmal Zeit dazu, mache mich darüber her, und finde — die allerliebsten drei Briefe, wovon ich Dir hier eine getreue Abschrift sende. — Laß mich hier inne halten! Der Schmerz überwältigt jetzt mich von neuem. —

Hast Du noch Liebe für Deinen Jugendfreund, so bedaure ihn. Er ist Deines Mitleids gewiß nicht unwerth. Hast Du aber noch Achtung für Emilien, so verabscheue sie jetzt. Ja! Du wirst, Du mußt sie verabscheuen, wenn Du ihre Briefe gelesen haben wirst. Sie ist zu tief gesunken, um bloß verachtet zu werden. — Ich betrogner Thor! — Hing mit so ganzer, reiner Seele an diesem Geschöpfe, das ich für einen Engel hielt, und werde für meine Treue,

für meine uneigennützige Liebe, so schlecht, so schändlich belohnt! Zu einer Zeit belohnt, wo ich die Hoffnung nährte, sie bald umarmen zu können! — Nein! Es ist aus mit mir. Kein Mädchen nahe sich mehr meinen Lippen! Sie sind insgesammt Schlangen. Sie spotten nur unsrer Treue. Man muß das ganze Geschlecht hassen. —

Ich finde, daß ich ungerecht werde. Vergieb mir, Polland! Verhöhnte Liebe schmerzt. Betrug thut wehe. Aber ungerecht will ich nicht seyn. Nur Emilien will ich hassen. Nur sie soll es fühlen, daß sie von einem Manne geliebt ward, dessen sie nicht werth war. Du bist so gut, und machst ihr dieses kund. Du sorgst dafür, daß mein Vermögen nicht länger in ihren Händen bleibt. Sie mag darben. Nimm es einstweilen in Deine Verwaltung! Wenn's Friede wird, komme ich selbst. Als russischer Oberarzt habe ich die Gerichte meiner Vaterstadt nicht zu fürchten. Ich komme ganz gewiß. Sollte die Treulose zaudern, so wendest Du Gewalt an. Das Verhältniß der Sache ist Dir

ja bekannt. Ich will nicht glauben, daß sie mich etwa nöthigen werde, sie als eine Mezze öffentlich darstellen zu müssen. Laß ja nichts fehlen, lieber Polland! Es liegt mir zu viel daran. —

Ach! wie ganz anders war mir's sonst, wenn ich an Dich schrieb! Wie ganz anders! — Jetzt bist Du der Einzige noch, dem ich trauen darf — der Einzige, der mich lieb hat. Freue Dich mit mir, daß die Schleichwege des Lasters so glücklich entdeckt worden sind — daß Dein Freund gerettet ist! — Deine Antwort erwarte ich baldigst. Du machst einen Umschlag an das Postamt zu ***g." —

Man kann wohl aus der verworrenen Zusammenstellung des Briefes den damaligen Zustand meines Herzens leicht beurtheilen. Ich brauche ihn also nicht zu schildern. So sehr ich aber auch das ganze Magazin meiner Geisteskräfte aufbot, um den tobenden Eindruck des auf mich losgebrochenen Sturmes unwirksam zu machen, so blieb doch lange eine traurige Nachempfindung in mir zurück, die über mein ganzes Wesen einen

düstern Flor zog. Nur der Zeit und den vielen Zerstreuungen mußte ich's überlassen, mich endlich mir selbst wieder zu geben, um auf dem Lebenspfade die mancherlei Blumen zu sammeln, die ich zuvor im Trübsinn gefühllos zertreten hatte.

Hierzu trug das seltene Glück mit bei, das überall die Waffen der Alliirten begünstigte, und der lange Aufenthalt in dem Hause eines Kaufmanns zu Freudenheim, wo ich, wie in dem Hennebornschen Hause, der glücklichsten Ruhe genoß, und durchaus als Freund galt. Der Besitzer schien ein Mann von vielem Vermögen zu seyn. Er, seine Frau — eine sanfte wohlwollende Brünette — jetzt der Niederkunft nahe, zwei kleine Mädchen von drei und fünf Jahren, und drei Handlungsdiener machten die ganze liebenswürdige Familie aus. Das Geräusch abgerechnet, was nothwendig mit Handlungsgeschäften verbunden ist, herrschte fast immerzu die tiefste Stille. Man hörte nichts von Zank und Zwietracht, von Poltern und Schmähen. Alles ging ruhig seinen abgemessenen

Gang fort. Die Domestiken verehrten folgsam ihre Herrschaft, und diese war gütig und nachsichtsvoll gegen die Untergebenen. An Sonn- und Feiertagen wurden entweder kleine Lustparthien gemacht, oder es gab Gesellschaften im Hause. Hier konnte man immer eine Auswahl gebildeter Männer finden, deren Bekanntschaft gemacht zu haben noch heute mein Stolz ist.

In den Wochentagen sprach ich den Hausherrn meistens nur kurze Zeit bei Tische — desto länger aber gewöhnlich Abends bei einer Pfeife Taback. Als wir einst so beisammen saßen, trat unvermuthet ein russischer Hauptmann ein, zeigte sein Einquartierungs-Billet vor, und verlangte sogleich ein Zimmer. Der Kaufmann bat ihn, vor der Hand Platz zu nehmen, erklärte aber, daß hier ein Irrthum vorgefallen seyn müsse, und schickte deshalb einen seiner Commis auf das Einquartierungs-Büreau. Dieser kam bald zurück, brachte ein anderes Billet für den Hauptmann mit, und machte dabei die Ausrichtung:

es sey im Büreau vergessen worden, daß sein Prinzipal schon belegt sey. —

Nach der Entfernung des Hauptmanns äußerte sich mein Hausherr: „Sehen Sie, Freund! so geht es bei uns zu. Da weiß Niemand, wer Koch oder Kellner ist. Hätte ich mich nicht gerührt, so wäre in einigen Tagen auch noch ein Obrist dazu gekommen." — Als ich meine Verwunderung darüber bezeigte, fuhr er ganz unbefangen fort: „Wie kann's auch anders kommen? Man giebt ein so wichtiges Geschäft, das Ordnung und Ehrlichkeit erfordert, verdorbenen Kaufleuten in die Hände, die sich selbst nicht zu rathen wußten; was haben nun Andere von ihnen zu erwarten?" —

Ich schüttelte den Kopf. „Wer fleißig opfert," sagte er weiter, „der bleibt verschont; wer nicht opfert, wird beinahe erdrückt." — „Das müßte sich aber durch die Einquartierungslisten verrathen?" warf ich ein. — „Glauben Sie nur den Listen!" erwiederte er. „Das Papier ist geduldig. Ich kann wohl den Beweis mit meinen Billets führen,

wenn mir vielleicht zu wenig in den Listen angesetzt seyn sollte; aber ich kann nicht beweisen, daß mein Nachbar begünstigt worden ist. Die Liste kann täglich einen Mann für ihn enthalten, wenn er auch vierzehn Tage lang davon befreiet geblieben seyn sollte."

Ich erzählte ihm darauf, wie ich die Einrichtung an verschiedenen Orten gefunden hätte. „Dort," sagte ich, „wird die Anzahl der Quartierträger und ihrer Portionen öffentlich bekannt gemacht. Es weiß also Jeder, wie viel ihm zugetheilt werden kann. Ist ein Monat vorüber, so wird die Summe der durchpassirten Mannschaft eben so treulich kund gethan. Jetzt kann sich Jedermann berechnen, ob er ordnungsmäßig behandelt worden ist, und allem Bedrücken ist gewehrt."

„Ganz recht!" sagte der Kaufmann, „so wollten wir's eben auch hier haben. Aber das Ottergezüchte ist nicht dazu zu bringen. Es befindet sich zu wohl bei dem gegenwärtigen Wirrwarr." —

Wenn ich so zuweilen das reine, häusliche Glück meines Wirthes im Stillen mit

empfand, wie immer Einer dem Andern mit Liebe zuvor zu kommen suchte — wie Alles nur einen Wunsch und einen Willen hatte — und wenn sich die muntern geschäftigen Mädchen nach geendigtem Spiele zutraulich an meine Knie hingen, und mich liebkosend Papa nannten — o! wie schwer fiel mir's dann aufs Herz, wenn ich mir sagen mußte: so hätte es auch einst bei dir seyn können — so wähntest du liebetrunken, daß es einst seyn würde! — Vom Gefühl überwältigt ging ich da oft bei Seite, um meine Thränen nicht bemerken zu lassen, und schmollte über mein Schicksal. Dann traten unwillkührlich die sanften Bilder der Vergangenheit — ach! der frühern so seligen Vergangenheit in mir hervor — es drängte sich Scene auf Scene — es entwickelte sich ein leises Sehnen nach einem geliebten Gegenstande — ich fühlte mich glücklich und unglücklich, und endlich brach gewöhnlich wieder der Sturm los — Flüche und Verwünschungen traten an die Stelle des Sehnens. Mein Schutzengel verließ mich. Fürchterlich tobte es in mir her-

um. Die Empfindung war schauerlich. An Versche konnte sie schreiben, sagte ich oft zu mir; an mich mußte es Polland thun. Ich konnte mich noch immer nicht ganz zufrieden geben. Die Untreue war zu groß — der Undank zu schreiend. Ich hatte es nicht verdient. — — —

In solchen Fällen blieb ich selten mir lange überlassen. Die Kinder des Hauswirths pflegten mich gemeiniglich aufzusuchen, und mit ihnen kehrte auch immer meine Ruhe wieder zurück.

Es stellte sich jezt ein erwünschtes Ereigniß ein. Die Familie des Kaufmanns wurde durch einen Sohn vermehrt. Man erwählte mich mit zu einem Taufzeugen. Drei Tage vor Weihnachten ging die Handlung vor sich. Während wir froh und lustig beisammen saßen, trat ein Amtsdiener ein, welcher die Bezahlung der Haus- und Gewerbsteuer auf den nächstfolgenden Tag forderte. „Schon gut!" sagte der Kaufmann; „es soll geschehen." Er mußte aber zugleich die Gesellschaft verlassen, um seinen Namen

zu unterschreiben. Als er wieder zurück kam, bezeigte ich über das unverschämte Eindringen des Amtsdieners meine Verwunderung — noch mehr aber darüber, daß ihn Niemand im Hause davon zurückgehalten habe. — „Das ist nicht anders," antwortete der Hauswirth; „der Mensch ist ausdrücklich angewiesen, sich an den Hausbesitzer zu wenden. Er sucht mich im Bette auf, wenn er mich sonst nicht zu finden weiß." —

Es ward noch lange darüber gesprochen. Besonders hielt ich's für unschicklich, unmittelbar vor dem Feste, das ohnehin jedem Familienvater ungewöhnliche Kosten verursache, auch solche Abgaben zu fordern. „Freilich," sagte einer der anwesenden Gäste, „wird manchem armen Handwerker seine Feiertagsfreude damit verdorben. Was kümmert das aber den Receveur? Er muß Geld schaffen." — „Und will auch selbst auf die Feiertage Geld haben," sagte ein Anderer. „Je mehr er eintreibt, desto größer ist seine Tantième." — „Das ists eben," sagte mein Hauswirth. „Wäre die Tantième nicht, so würden wir

für die Feiertage vollauf Ruhe haben." — „Das leidige Tantième=Wesen," fuhr Einer fort, „ist leider auch ein Erbstück, das uns die Franzosen zurück gelassen haben. Hoffentlich wirds jetzt anders werden. Es macht die Einnehmer hart und gefühllos." — „Es scheint auch," entgegnete der Kaufmann, „bloß auf gemeine und gewöhnliche Menschen berechnet zu seyn. Für edle, rechtliche Männer ist es überflüssig."

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Sie haben doch Paris gesehen?

Freilich, meine schönen Leserinnen! — Aber so geschwind ging das nicht. Ich mußte erst warten, bis die Armee über den Rhein war, und als die drüben war, hatte ich noch so viel zu thun, daß ich erst gegen die Mitte Februars 1814 von Freudenheim abreisen konnte. Meine Hoffnung, von Polland Briefe zu erhalten, blieb unerfüllt. Da ich mir sein langes Stillschweigen nicht wohl erklären konnte, ohne den Fall anzunehmen, daß er entweder gestorben, oder meine Briefe verloren gegangen seyn müßten, so schrieb ich nunmehr den dritten Brief, dem ich das Duplikat des zweiten mit beischloß, und übertrug die sichere Bestellung desselben meinem Hauswirth, von dem ich nun mit gerührtem

und dankbaren Herzen auf lange Zeit Abschied nahm.

Man weiß, wie schnell und kräftig die Heere der Alliirten von allen Seiten her auf Frankreich vordrangen. Man erinnert sich, wie viele ernstliche und hartnäckige Gefechte bis zur Erstürmung der Höhen von Montmartre fast in einem fort vorfielen. Es wurden also die Lazarethe bis ins Unglaubliche angefüllt, und meine Geschäfte in gleichem Maaße dadurch vermehrt. Ich konnte sie bald nicht mehr übersehen. Daher kam es denn auch, daß ich immer flüchtig und unstet, oft wie ein Wirbelwind, von einer Gegend zur andern eilte, nirgends festen Fuß fassen konnte, und also fast gar nichts von diesem Zeitraume zu sagen weiß. Was mir Kräfte verlieh, und mich stets unverdrossen und thätig erhielt, das war der Beifall meiner Vorgesetzten, und das Gelingen meiner Unternehmungen. — Man schläft so sanft, wenn man seine Pflicht gethan hat und dafür erkannt wird. Man kann aber nur nicht immer dazu gelangen.

Dem Grafen Herrmann hatte ich's zu danken, daß ich auf sechs Tage Urlaub erhielt, das weltberühmte Paris zu sehen. Napoleon hielt sich damals noch in Fontainebleau auf, war aber schon nach Elba bestimmt. Ich durchstreifte mit Graf Herrmann alle Straßen und Gassen, besah die Schlösser und Gärten, die schönen Brücken und Palläste, die großen berühmten Denkmale, besuchte die Theater und das Palais Royal, aß und trank, wo mir's eben einfiel, sah Spieler und Wüstlinge, Pfaffen und Agioteurs, Buonapartisten und Emigranten, Weiber und Mätressen, Freudenmädchen in Menge und überall, Stutzer in gleicher Zahl, Fischweiber und Wasserträger, Laufer und Portchaisenträger, Juden und Christen, Minister und Bettler, Kutscher und Bediente, Köche und Pastetenbäcker — und damit, hoffe ich, werden meine Leser nun schon genug haben. — Dies alles, und vielleicht noch mehr, was mir jetzt eben nicht einfällt, sah ich in sechs Tagen. Wenn man jedoch so viel gesehen hat, so bleibt gewöhnlich noch

die Frage übrig, ob und wie es gefallen habe? — Die Wahrheit zu sagen, kam ich mir wie ein Mensch vor, der Stunden lang an einem Kuckkasten stand, und eine unzählbare Menge Bilder und Gruppen allmählig vorüber ziehen sah. Mein Aufenthalt war zu kurz. Ich glaube nur so viel bemerkt zu haben, daß die zurückgekehrten Emigramten muthig ihr Haupt erhoben, die Buonapartisten es niedersenkten, und daß ein Treiben und Drängen nach sinnlichen Genüssen, wie es schien, der allgemeinste Bedarf war.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Das Wasser zahlt keine Steuer.

Bei der allgemeinen Meinung, wir würden zum wenigsten fünf bis sechs Monate in Frankreich stehen bleiben, um die aufgeblasenen Franzmänner das Honig der Einquartierung kosten zu lassen, wie es Jahre lang so viele Völkerschaften sehr reichlich von ihnen genossen haben, überließ ich mich der Hoffnung, Paris noch öfter zu sehen, und dann das Versäumte mit Gemächlichkeit nachholen zu können. Aber mein Schicksal wollte es anders. Ehe wir's uns versahen, kam der Befehl zum Abmarsch.

Ich hätte zwar hinlängliche Ursachen anzuführen gehabt, meinen Aufenthalt zu verlängern. Es war mir aber in Wahrheit nicht damit gedient. Ich sehnte mich ernst-

lich in die Nähe meiner Vaterstadt zurück, um meine Privatangelegenheiten, worüber von Seiten Pollands ein so tiefes Stillschweigen herrschte, auf irgend eine Art in Ordnung bringen zu können. Zu diesem Ende erbat ich mir, von meiner Ankunft in Deutschland an gerechnet, einen viermonatlichen Urlaub, der mir auch ohne Anstand sehr gerne bewilliget wurde. —

Ehe ich noch die französische Grenze verließ, kam ich zu einem Weinwirth ins Quartier, dessen zuvorkommende Artigkeit gegen die meiner zeitherigen Wirthe gewaltig abstach. Ich hielt mich meistentheils im Gesellschaftszimmer auf, und bemerkte bald einen ältlichen noch hübschen Mann, der immer stillschweigend unter den Gästen herumging, sich bald neben dem Ofen, bald an den Tisch setzte, meistens vor sich hinsah, und nichts als Wasser trank.

Da er nicht den mindesten Antheil an irgend einem Gespräch nahm, so war ich geneigt, zu glauben, daß er stumm sey, ging aber gleichwohl auf ihn zu, und fragte ihn,

warum er nur Wasser trinke? — „Das Wasser zahlt keine Steuern," antwortete er mir halb unwillig, und ging darauf zur Thür hinaus. Als ich den Wirth darum befragte, erzählte er mir mit Wehmuth: Dieser Mann sey sein Vater; er habe sonst einen ausgebreiteten Weinhandel getrieben, und selbst nichts als Wein getrunken. Wie aber vor neun Jahren Napoleon das drückende Edikt erlassen habe, nach welchem selbst die französischen Weine, wenn sie nur von einer Provinz in die andere, und von einer Stadt zur andern gebracht wurden, sehr schwere Abgaben entrichten mußten, so habe er sich das so zu Gemüthe gezogen, daß er darüber in eine Art von Wahnsinn verfallen sey, und gleich das Weintrinken verschworen habe. Seit dieser Zeit nehme er sich nun nichts mehr an, gehe wie ein Stummer im Hause herum, rede mit Niemand, und beleidige auch Niemand, trinke nichts als Wasser, und sey dabei gesund. Wer ihn einmal kenne, der lasse ihn so walten. Werde ihm aber eine Frage vorgelegt, sie betreffe auch was

sie wolle, so gebe er allezeit die obige Antwort — das Wasser zahlt keine Steuern — und entferne sich dann. Man könne in Wahrheit sagen, daß ihn Napoleon um seinen Verstand gebracht habe. — „O, Gott!“ rief ich aus, „wer mag die Tausende zählen, die dieser Mann einst zu Narren gemacht hat!“ —

Am 16ten Junius 1814 betrat ich den deutschen Boden. Jetzt fing mein Urlaub an. Ich konnte jedoch noch keinen Gebrauch davon machen, weil ich den Mann erst erwarten mußte, der während des Urlaubs für mich eintreten sollte. In dieser Zeit wurde ich noch immer einquartiert. Es war gar oft der Fall, daß ich als Oberarzt den Apothekern ins Haus gelegt wurde. Ich würde dies kaum erwähnen, wenn mich nicht der Zufall zur guten Letzte noch abermals in eine Apotheke versetzr hätte, worin ich ein besonderes Abentheuer zu bestehen hatte.

Abends kam ich an, und legte mich bald zu Bette. Man schickte mir das Essen auf mein Zimmer, weil man dafür hielt,

daß es mir in der unmittelbar an die Offizin stoßenden Wohnstube, des starken Geruchs wegen, weniger behagen möchte. Mann und Frau hatten mich gut empfangen. Er, ein gesunder, starker Mann, nahe an Funfzig — und sie, eine Mutter von sieben Kindern, mittelmäßiger Größe und ziemlich abgelebt, tief in den Dreißigen.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts wollte ich nach Tische eben ausgehen, als sie mir auf der Treppe begegnete. „Das ist hübsch," sagte sie, „jetzt, da ich Sie besuchen will, wollen Sie ausgehen?" — Mit aller Höflichkeit erwiederte ich, daß ich mir diese Ehre nicht vermuthet hätte, und kehrte gleich wieder zurück. — Sie nahm Platz, fragte mich, wie mir ihr Essen schmecke? Ob ich mit der Bedienung zufrieden sey? Wie es mir hier gefalle? Wie lange ich hier bleiben würde? und dergleichen. — Nachdem ich das alles gewissenhaft beantwortet hatte, und sie wohl merken mochte, daß es mir um's Ausgehen zu thun war, schied sie höchst freundschaftlich von mir, und schloß mit der Erin=

nerung, daß ich nur an den Fußboden klopfen dürfte, wenn ich von ungefähr etwas brauchen sollte.

Nach dem Abendessen erschien sie wieder. Sie hätte, sagte sie, wahrgenommen, daß ich sehr wenig gegessen hätte. Ob vielleicht das Ragout nicht nach meinem Geschmacke gewesen sey? Ich sollte ihr doch unbefangen sagen, was ich gerne esse. Sie wolle es gerne selbst zubereiten. — Ich versicherte sie, daß ich des Abends nie mehr zu essen pflegte, daß Alles bisher gut zubereitet gewesen sey, und daß sie sich meinetwegen keine besondere Mühe zu machen habe. — Zufrieden damit ging sie wieder ab, und wünschte mir wohl zu schlafen.

Als mir am dritten Tage das Mittagsessen gebracht wurde, ließ sie bei mir fragen, ob ich es bei der schönen Witterung etwa vorzöge, meinen Kaffee im Garten zu trinken? Ich bejahte es mit Vergnügen, und fand bei meinem Eintritt in den niedlichen Gartensaal schon Alles für mich in Ordnung. Als warmer Freund der Natur ging ich im

Garten auf und ab, musterte die vielen offizinellen Pflanzen, die sich mir in der größten Ueppigkeit darstellten, und kam nur selten in den Saal zurück. Endlich bemerkte ich, daß die eine der beiden Thüren, die ich bei meinem Eintritt verschlossen sah, und als Eingänge zu Kabinetten nicht gerne öffnen mochte, halb offen stand. Die Neugierde reizte mich, näher zu treten, und ich sah — nicht etwa den Apotheker, oder den Provisor, oder sonst etwas dem Aehnliches, sondern die Frau vom Hause in einer höchst einladenden Stellung schlafend auf einer Ottomanne. Da es mir schwer fällt, Jemand aufzuwecken, weil ich weiß, welch ein süßes Labsal es um den Schlaf ist, so schlich ich mich leise davon und auf mein Zimmer zurück.

Es währte indeß nicht lange, so vernahm ich ihre Stimme, und es schien, als ob sie mit ihren Kindern schmolle — wahrscheinlich, weil eines derselben zur Unzeit sie aufgeweckt hatte.

Nach dem Abendessen hatte ich noch ein kleines Geschäft abzumachen. Es dauerte

länger, als ich geglaubt hatte, und es war schon ziemlich spät, als ich zurückkam. Die allzu gütige Hausfrau erwartete mich mit dem Licht in der Hand, und begleitete mich bis in mein Zimmer, wo sie ganz unbefangen, nur etwas näher als gestern, neben mir Platz nahm. Ich glaubte, sie würde zunächst auf ihren Garten zu sprechen kommen. Sie schwieg aber davon und schien vielmehr zu erwarten, daß ich selbst davon anheben sollte — was ich jedoch sehr sorgfältig vermieden habe. Um indeß der weiblichen Neugierde zuvor zu kommen, erzählte ich ihr unaufgefordert, wo ich gewesen sey, und worin mein Geschäft bestanden habe, und entschuldigte damit mein langes Ausbleiben. Sie hatte nichts dabei zu erinnern, fing aber jetzt ein langes Gespräch über die Einquartierung an, und äußerte unter andern: es werde ihr ganz ungewohnt vorkommen, wenn jetzt die Einquartierung bald aufhöre. Man habe sich einmal darein zu schicken gelernt und manche angenehme Bekanntschaft gemacht, an die man sich immer mit Vergnügen zurück

erinnern werde. Am zufriedensten sey sie mit den Franzosen gewesen — durch meinen Namen verführt, hielt sie mich auch für einen — die sind nie ungestüm in ihren Forderungen, sondern mit Allem vergnügt, und durchaus artig und galant gewesen.

Ich ließ ihr in Allem Recht, bis es endlich zwölf Uhr schlug, und sie es selbst fühlte, daß sie zurückkehren müsse. Am folgenden Mittag stellte sie sich gleich nach Tische ein. Sie sprach viel von der Witterung, von der großen Hitze des Tages, daß man da nicht so munter sey, leicht schläfrig werde und dergleichen, und ließ sich endlich aufs Bette nieder. Indem dies geschah, hielt sie zugleich eine Schmährede auf die Magd, daß sie für heute das Bette noch nicht gemacht habe, und schien zu erwarten, daß ich mich neben sie hinsetzen würde. Unglücklicher Weise wurde sie aber abgerufen, weil der weit später bestellte Tapezier gleich nach dem Essen sich eingefunden hatte.

Ich war zufrieden damit; denn ich bekenne es offenherzig, diese Besuche fingen

an mir lästig zu werden. Um so angenehmer verging mir der Abend, da ich durch nichts gestört wurde. Die Nacht war mondhell. In meiner Nähe sang eine Nachtigall. Lange trieb ich mich am Fenster herum, meinem Schicksale nachsinnend, bis ich endlich vom Nachtwächter an die Ruhe erinnert wurde. Ich legte mich nieder und schlief bald ein.

Um Mitternacht wachte ich plötzlich auf. Ich hörte das Drehen des Schlüssels an meiner Thür. — Die Thür ging endlich auf. — Was sah ich? — Meine Hausfrau, deren leichten nächtlichen Anzug ich bei hellem Mondschein sehr deutlich erkennen konnte.

„Was giebts denn schon wieder?" rief ich in einem etwas barschen Tone. — Sie näherte sich halb erschrocken meinem Bette, sagte, sie habe mich klopfen gehört und sey deswegen eiligst aufgestanden, um zu sehen, ob mir vielleicht etwas begegnet sey, das eine Hülfeleistung erfordere. — „Gott bewahre!" gab ich zur Antwort; „mir fehlt nichts. Ich habe fest und gut geschlafen.

Vom Klopfen mag Ihnen nur geträumt haben.“ — „Desto besser!“ sagte sie. „Ich will meinen Schrecken gerne umsonst gehabt haben, wenn Sie nur gesund sind.“ —

Mein Unwille war zu sichtbar, als daß er ihr entgehen konnte. Jetzt lernte sie mich erst verstehen, nachdem ich sie in den ersten vier und zwanzig Stunden schon verstanden hatte, und wünschte mir wohl zu schlafen. — Als sie fort war und gesperrt hatte, schob ich eine Kiste an die Thür und legte mich wieder nieder. Aber die Nachtruhe war dahin. Ich konnte mich nicht mehr in den Schlaf bringen. Gott im Himmel! sagte ich zu mir selbst, welch schreckliches Unheil haben die Franzosen in Deutschland angerichtet! Wie sind Sitten und Gemüth durch sie verpestet worden! Wie üppig grünt die Saat, welche sie ausgestreuet haben! Eine Mutter von sieben Kindern, und so leichtsinnig! Einen wackern, rüstigen Mann, und so frivol! Und wie kann sie das alle so treiben, ohne daß es ihr Mann merkt? Sollte der etwa gar mit einverstanden seyn? — —

Ich verlor mich in trüben Gedanken. So wie der Tag grauete, stand ich auf. Mein Entschluß war genommen, nicht länger mehr in diesem Hause zu bleiben, und mir bei der Behörde ein anderes Quartier zu erbitten. Das Schicksal kam mir zuvor. Denn eben, als ich ins Einquartierungs-Büreau eintrat, war mein Nachfolger angekommen, um sich einquartieren zu lassen.

Wer war froher als ich! Alle Fehde hatte nun auf einmal ein Ende .Ich glaube, die Apothekerin wäre mir auch ins neue Quartier nachgelaufen. Ich packte eilig zusammen, hielt mich den ganzen Tag und die Nacht über bei dem Vice-Oberarzt auf, und trat am folgenden Morgen im eigentlichsten Verstande meinen Urlaub an.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Karrikaturen. Weinbouteillen. Bierkrüge.

Ist das am dürren Holze, sagte ich zu mir, als ich einsam in meiner Kalesche saß, und mir die mancherlei Auftritte mit der Apothekers-Frau wiederholte, wie wirds erst am grünen seyn? — In der That! ich erstaunte, als ich auf meiner ganzen Reise einen Grad von Sittenlosigkeit wahrnahm, den ich selbst in Frankreich nicht höher beobachtet hatte. Wo ich eine Heloise vermuthete, da fand ich eine Phryne. Das freche Andringen an unser Geschlecht war so fühlbar, daß es Abscheu erregte. Gott sey indessen gedankt, daß es noch Ausnahmen giebt, wenn sie gleich an manchen Orten sehr dünne gesäet sind, und an einigen, wie das astrachansche Korn,

erst aus der Fremde verschrieben werden müssen! —

Mein Weg führte mich zunächst nach Ludwigstadt. An diesen Ort knüpften sich so manche frohe und trübe Erinnerungen für mich, daß ich mich bei dem Anblick der Kirchthürme ganz bewegt fühlte. Es ist ein Glück für den Menschen, daß er die bösen Tage so leicht vergißt, und an die guten dankbar zurück denkt. —

Dem Pastor Roth war ich sehr willkommen. Er hatte sich inzwischen ein eigenes Fuhrwerk angeschafft, und gab mir zu verstehen, daß ich meinen Cousin nun wieder zurücknehmen könnte. Das war's, was ich wünschte; denn das ewige Schaukeln und Stoßen in dem Wagen war mir schon längst zuwider. Cousin erkannte mich auf das erste Wort. Mit Wiehern und Stampfen drückte er seine Freude aus. Es war, als ob er's merkte, daß er jetzt wieder ganz mein seyn sollte.

Der Pastor thats nicht anders, ich mußte sechs Tage bei ihm verweilen. Von hier

aus schrieb ich an Polland, der noch immer keinen Laut von sich gegeben hatte — ich würde in vierzehn Tagen in Mehlburg zu treffen seyn, und mich einige Wochen dort aufhalten, dann aber ganz zuverlässig nach meiner Vaterstadt kommen, um meine Angelegenheit persönlich in Ordnung zu bringen.

Die Ludwigstädter waren seit einem Jahre in Sachen des Geschmacks beträchtlich vorgerückt. Die spannelangen Westen hatten sich etwas verlängert — die Röcke hingegen waren mit den kurzen December-Tagen in gleiches Verhältniß getreten. Die bebrillte Kaste konnte die Hintertheile ihrer Vorgänger bequem beäugeln. Einige hatten in der Aesthetik noch größere Fortschritte gemacht. Sie trugen sogenannte altdeutsche Röcke, sehr knapp angeschlossen, und vom Halse an bis ans Ende des Unterleibes weidlich zugeknöpft, was ihnen, wenigstens in meinen Augen, und in Verbindung mit russischen Kappen und französischen Pantalons, ein stattliches Ansehen gab. Es traten zwar

etliche von der Sekte der Kritiker auf, die da glauben, sie hätten allein Geschmack, und schalten dergleichen Anzüge Karrikaturen, welche sie mit den Holzschnitten der alten Kalender verglichen. Andere, die auch gewaltig viel von sich halten, kramten den schalen Witz aus, in einem solchen Rocke sehe man einem Hering mit ausgeschnittenem Kropfe gleich; es sey ja kein Ebenmaaß, keine Uebereinstimmung in dem Anzuge zu finden; es müßten, wenn es klappen sollte, kleine dreispitzige Hüthe und lange Wickelstrümpfe dazu getragen werden, und dergleichen abgeschmackten Zeuges mehr war. Aber was wollen denn diese Menschen? Wie mögen sie sich unterstehen, von Aesthetik zu schwatzen, da sie noch nicht einmal wissen, wie viel Krüge Bier oder Bouteillen Wein für einen genialen Kopf erforderlich sind, um ein geniales Gedicht, oder einen genialen Aufsatz zu liefern? — Lassen sie mit ihrem Spotte nicht nach, so werden sie finden, mit wem sie es zu thun haben. —

Pastor Roth meinte, eine gute Sache

mache sich von selbst. Aber vom Turnen war er kein Freund. „Ich habe nichts dagegen," sagte er, „daß sich die Jungen auf den Straßen, und die Bauern in den Bierschenken herum turnen. Es übt und stärkt die Kräfte. Daß sie mir aber meine Herzkirschen von den Bäumen herabgeturnt haben, das kann ich nicht vergessen."

Nach seiner Erzählung hatte sich in der neuesten Zeit eine Congregatio de propaganda in Ludwigstadt gebildet, deren Zweck kein geringerer war, als alle fremde, vorzüglich französische Wörter, die sich im Laufe von Jahrhunderten nach und nach in die deutsche Sprache eingeschlichen hatten, mit dem Besen des Deutschthums recht sauber hinaus zu kehren, und lauter deutsche dagegen hinein zu schieben, imgleichen die alten Monats-Namen davon zu jagen, und passendere deutsche, nicht nach dem Heidenthum riechende, an ihre Stelle zu setzen. So wie mir der Pastor sagte, der selbst ein Mitglied dieser Gesellschaft war, hatte der unversöhnliche Haß der Ludwigstädter gegen die Fran-

zosen die erste Idee dazu gegeben — jetzt soll die Sprachreinigung dadurch bezweckt werden.

Wir sprachen ein Langes und ein Breites darüber. Roth wies mir ein Verzeichniß von mehr als zweihundert neu gebildeten deutschen Wörtern, welche die Congregation sehr mühsam ausstudirt hatte, und nun zum Besten der Deutschheit allmählig in Gang bringen wollte. Manche derselben waren allerdings sehr glücklich gewählt, sinnvoll und wohllautend. Aber die Mehrzahl hinkte zum Erbarmen. Theils schien mir der Sinn verfehlt, theils waren's holprichte, jämmerlich klingende Sprachgeburten von vielen Sylben, mit einem Heere von Mitlautern versehen.

Ich machte dies dem Pastor bemerklich. „Thut nichts," sagte er; „das Ohr und die Zunge werden sich schon daran gewöhnen. Es sind doch deutsche Wörter." — „Wir sollen also," fuhr ich fort, „in unserer Mutter Leib zurückkehren, und die Sprache von vorne anfangen? Sehet euch vor, ihr guten Herren! daß ihr das Kind nicht mit dem

Bade hinausschüttet! Vom Patriotismus bis zur Schwärmerei ist nur ein kleiner Schritt. Man kann gar leicht zu viel thun. Ich bin ganz für die Sprachreinigung. Ich halte sie sogar für ein Verdienst. Aber, man muß nur kehren, wo Schmutz ist — nicht Alles durch einander mengen — nicht auch die Perle und das Goldkorn mit hinaus werfen.

Die Herren hatten für monarchisch einherrisch, für Expektoration Ausherzigung gesetzt. „Was soll das heißen?" fuhr ich fort. „Klingt nicht monarchisch weit besser als einherrisch? Giebt es denn zwei oder dreiherrische Regierungen? Muß man bei der Sprache nicht auch auf den Wohllaut sehen? — Ausherzigung für Expektoration ist vollends elend übersetzt. Aeußerung, Herauslassung würde den Sinn weit besser bezeichnen." —

Wir kamen hart an einander. Der Pastor blieb dabei, das reine Deutschthum mache es nothwendig, daß alles Fremde und Fremdartige aus unserer Sprache fortgeschafft

werde. Jedes französische Wort erinnere an unsere schändliche Knechtschaft. — Hier fing ich an zu lachen. „So dürfen Sie," sagte ich, „gar kein französisches Buch, nicht einmal eine Zeitung mehr lesen. Wo würde ein solcher Grundsatz am Ende hinführen? — Lassen Sie uns kaltblütig prüfen, und duldsam seyn! Wir haben fremde Wörter in unserer Sprache, welche sich leicht und sinnvoll übersetzen lassen. Also hinweg mit diesen! Wir haben aber auch viele, wo das der Fall nicht ist, und wo ich erst einer mühsamen Umschreibung, oder ganz neuen nicht immer glücklichen Wortbildung bedarf, um mich verständlich ausdrücken zu können. Sollen wir diese auch verjagen? — Ich sage, nein! Sie haben das Bürgerrecht bei uns erhalten, und können nicht so schlechtweg ausgestoßen werden — so wenig, als die Juden, die doch auch keine Buchstaben für unser Alphabet sind. Und was schadet's denn am Ende, wenn wir die sinnvollen Wörter der Ausländer in unserer Sprache ferner mit fortkursiren lassen? Haben wir

nicht fast alle Nationen hierin zum Beispiel? Hat nicht der Engländer deutsche, lateinische und französische Wörter in seiner Sprache? Verliert er dadurch an seinem Englischthum? — Mit den Namen der Monate," sagte ich zuletzt, „geht fein bedächtig um! Ich fürchte, es wird nichts Kluges dabei heraus kommen. Erinnert euch unmaßgeblich an den republikanischen Kalender der Franzosen!"

Dieser kleine Zwist hatte sonst nichts zur Folge, als daß wir uns diesen Abend etwas früher zu Bette legten. Das freundschaftliche Verhältniß selbst wurde nicht gestört. Roth schien vielmehr zu wünschen, daß ich meinen Aufenthalt bei ihm noch mehr verlängern möchte. Da er aber die Nothwendigkeit meiner Reise über Mehlburg nach meiner Vaterstadt selbst fühlte, und dabei voraus zu sehen war, daß mich die Henneborns nach einer so langen Abwesenheit so schnell nicht entlassen würden, so beurlaubte er mich in Friede und Freundschaft, und rief mir noch scherzend nach, meinem Pferde einen deutschen Namen zu geben.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Kastrum doloris.

Es war schon drückend heiß, als ich des Morgens von Ludwigstadt abreisete. Mein Cousin schien stolz darauf, seinen alten Herrn wieder einmal tragen zu dürfen und wollte, seiner Gewohnheit nach, rüstig mit mir fort traben. Aber die Hitze verbot's ihm bald. Ich mußte Schritt für Schritt reiten, während mir gegenüber ein finsteres Gewitter daher zog, dem ich in Ermangelung eines Wetterableiters nicht gerne begegnen wollte. Es lag vor Augen, daß ich das bestimmte Mittagsquartier ohne Gefahr nicht mehr erreichen konnte. Ich entschloß mich daher, in dem nächst vor mir liegenden Dorfe für diesmal Halt zu machen.

Kaum war ich da angekommen, so

brach das Gewitter los. Einige Minuten später schlug es ein. Alles schrie: Feuer! Feuer im Pfarrhause! Ich lief mit fort, um löschen und retten zu helfen. Als ich aber ankam, war das Feuer im Rauchmantel schon gedämpft, und sonst war nirgends die Spur eines Feuers zu entdecken. — Der Blitz war in den Rauchfang gefahren, hatte da gezündet, und darauf seinen Weg durch das Putzzimmer der Pastorin und das in diesem offen gestandene Fenster genommen. Ueberall war kein Schaden sichtbar. Bloß, wie zum Zeitvertreib, hatte sich der Strahl ein Paar altdeutsche Schuhe und eine altdeutsche Haube, welche in der Nähe von Scheeren und Haarnadeln lagen, herausgesucht und in Stücken gerissen.

Agrippina, so nannte der Pastor seine Frau, war gleichwohl ganz trostlos darüber. Es war das Theuerste, was sie nur erst seit Kurzem besessen hatte. „Das kommt von Gott!" sagte der Pastor. „Wir müssen ihm danken, daß er uns selbst so gnädig beschützt hat.

Wie ich zurückkam, fand ich einen Reisenden in der Wirthsstube, den das Gewitter ereilt und gewaltig durchnäßt hatte. Er war damit beschäftigt, einen Theil seiner Kleidungsstücke zu trocknen. Wir geriethen bald ins Gespräch, und es ergab sich, daß er ein Commis aus meiner Vaterstadt war. Ich erkundigte mich nach Emilien. Er kannte sie aber nicht. Ich fragte nach Polland. Der leide an der Auszehrung, sagte er. Es sey ihm das Unglück wiederfahren, daß sich seine Frau ins Wasser gestürzt habe. — Ich merkte gleich, daß er Pollands Bruder damit meinte, der sich sehr frühzeitig verheirathet, und schon damals ein schwindsüchtiges Aussehen hatte. Von einem zweiten Polland, meinem alten innigsten Freunde, wollte er nichts wissen. —

Nach Tische stellte sich ein frischer Wind ein. Die Atmosphäre war abgekühlt, und die Sonne trat nur selten hinter den Wolken hervor. Dies setzte mich in den Stand, das, was ich früher versäumt hatte, nunmehr nachzuholen, und in dem bestimmten

Nachtquartier späten Abends noch einzutreffen.

Ich hatte nur noch zwei kleine Tagreisen, um nach Mehlburg zu gelangen. Die schönen Bilder der Vergangenheit stiegen in mir auf. Dank und Freundschaft hatten mich an das Hennebornsche Haus gefesselt. Was wird das nicht für Freude seyn, dachte ich unterwegs, wenn sie den Doktor auf seinem Cousin erblicken! Zu einer Zeit, wo sie ihn in Frankreich, oder in Rußland, oder vielleicht gar todt wähnen! Wie wird da Alles springen und laufen, und sich über die unvermuthete Ankunft des russischen Oberarztes verwundern? Jeder der Erste seyn wollen, ihm die Hand zu drücken, und ihn zu fragen, wo er auf einmal herkomme! Und dann die Freudenthränen in den Augen des Obristen und seiner Gattin! Die stille gefühlvolle Theilnahme seiner Tochter! Vielleicht auch seines aus dem Kriege zurückgekehrten, von mir noch nicht gekannten Sohnes! — — —

Ganz von dergleichen Vorstellungen er-

füllt, welche mir wohlthätig den Weg abkürzten, und mich nur selten an das verdrießliche Verhältniß mit meiner Vaterstadt denken ließen, kam ich am 9ten Julius glücklich in Mehlburg an. — Es war noch hoch am Tage, als ich eintritt. An Henneborns Fenstern sah ich Niemand. Im Hofe kam mir der Kutscher entgegen, welcher das Pferd abnahm und mich bald erkannte. Ich fragte ihn, ob der Obrist zu Hause sey? und er wies auf den Garten. — Ich ging am Orphenteiche hinab, und trat ins Gartensalett. Hier war Niemand. Ich besuchte die beiden Lauben. Auch da war Alles leer. Mein Blick durchkreuzte den ganzen Garten, ohne ein menschliches Geschöpf zu sehen. Endlich, wie von ungefähr, fiel mir die Nische ein, die ganz am Ende des Gartens zur Zeit meines letzten Aufenthals in Mehlburg vom Obristen angelegt worden war.

Hier sah ich den guten Alten schon von ferne — wie mir's schien, in Gedanken vertieft und ein Buch vor sich habend. Als

er mich wahrnahm, stand er langsam auf, legte das Buch bei Seite und ging mir — wie er mir nachher sagte — in der Meinung entgegen, einen Einquartierten zu bewillkommnen. Er schien verdrießlich zu seyn, zwang sich jedoch, eine freundliche Miene anzunehmen, und war eben im Begriff, mich anzureden, als ich ihm mit den Worten zuvorkam: „Wie glücklich bin ich, bester Herr Obrist! Sie wieder einmal zu sehen!“ — Kaum hatte ich das ausgesprochen, so erkannte er mich auch, und sank voll Freude in meine Arme. Die Thränen erlaubten uns nicht, zu reden. Wir blieben lange in stummer Umarmung. —

Endlich fing er aufs höchste bewegt an: „Es scheint, die Vorsehung hat Sie mir zum Tröster geschickt, um die harten Leiden zu lindern, die mich seit einem Jahre fast gänzlich niedergebeugt haben. Die Hand des Herrn lag schwer auf mir. Da sehen Sie — indem er mit mir auf die Nische zuging und das Buch wieder aufnahm — das ist es, was mich bisher noch aufrecht er-

halten hat.“ — Es war Elpizon. — „Meine Frau,“ fuhr er fort, „finden Sie nicht mehr. Die ist bei Gott. Ach! daß Sie bei uns gewesen wären! Sie lebte gewiß noch.“

Das Schluchzen unterbrach ihn. — Ich war durch diese Nachricht so erschüttert, daß es mir in diesem Augenblicke selbst an Fassung fehlte. Was ich geantwortet habe, weiß ich nicht mehr. Schwerlich könnte die Betäubung einst größer seyn, wenn mir mein eigenes Weib sterben sollte. Die Obristin war unendlich von mir geschätzt gewesen. — Wie ist doch Alles so ungewiß, und so eitel! sagte ich zu mir. Du glaubtest in den Freudenhimmel zu kommen, und bist nun in ein Trauerhaus gerathen. —

Henneborn schwieg und drückte mir lange die Hand. „Philippine,“ sagte er darauf, „kann noch nichts von Ihrer Ankunft wissen, sonst wäre sie wohl schon hier. Wir wollen uns doch nach ihr umsehen.“ — Er nahm jetzt den Elpizon untern Arm, und ging ganz langsam neben mir her. Der Schmerz über den Verlust seiner Gattin

hatte ihn wirklich um zehn Jahre älter gemacht. Jeder Zug von Jovialität schien bei ihm verwischt. Doch erinnerte er sich beim Eintritt in den Hof meines Cousins, und näherte sich ihm mit Theilnahme. „Es freuet mich immer,“ sagte er, „wenn ich einen alten Bekannten noch am Leben sehe.“

Als wir uns Philippinens Zimmer naheten, hörten wir sie ein schmelzendes Adagio spielen. Wir verzogen, bis sie geendet hatte. Dann öffnete Henneborn die Thür. „Kennst Du noch,“ rief er ihr zu, „diesen Herrn da?“ und schob mich langsam vor sich hin. — Sie schien erschrocken zu seyn, faßte sich aber bald und sagte in einem Tone, der Schmerz und Freude zugleich verrieth: „Ach! — Herr Henry! — Seyn Sie uns willkommen!“ — Sie suchte eine Thräne zu verbergen, die ihr unwillkührlich ins Auge getreten war. „Was hätten wir gewonnen,“ sagte sie dann, „wenn Sie früher zu uns gekommen wären!“ —

Jetzt öffneten sich die Herzen. „Du erlaubst schon,“ sagte der Alte zu seiner

Tochter, „daß wir hier uns ein wenig zusammensetzen." — Ich mußte ihnen nun den ganzen Verlauf meines Schicksals in den letzten drei Jahren erzählen, wobei ich durch eine Menge von Fragen beständig unterbrochen wurde. „Es wollte mir gleich nicht in den Kopf," fiel Henneborn ein, „da Sie mir schrieben, daß Sie nach Rußland gingen. Es war, als wenn mich eine Ahnung meines künftigen Unglücks dabei ergriffen hätte." — Bei den Kriegsvorfällen verweilte er am längsten. Sein alter Soldatengeist ward aufs neue wieder lebendig. Er wollte Alles bis aufs Haar wissen.

Beim Abendessen ging es ganz stille zu. Philippine erkundigte sich nach meinen Verwandten in Petersburg, und der Obrist sagte ein einziges Mal: „Hier hat sonst meine selige Frau gesessen." — Wir schieden bei solchen Erinnerungen schwermüthig von einander.

Lange hernach, und wie ich schon auf den Federn lag, vernahm ich noch den klagenden Gesang der weichherzigen Philippine.

Als wir am folgenden Tage uns im Garten befanden, mußte ich in meiner gestern abgebrochenen Erzählung auf Henneborns Verlangen fortfahren. Ich kam jetzt auf die Geschichte mit dem Hauptmann Bersche, und auf die schreckliche Entdeckung von Emiliens Untreue. Es war natürlich, daß dies ohne sichtbare Bewegung von meiner Seite nicht wohl abgehen konnte. Aber die Theilnahme meiner Zuhörer war noch größer. Sie ging vom Schrecken zum Erstaunen, vom Erstaunen zum Mitleid, und vom Mitleid endlich zur Freude über. „Sollte man's denn glauben," sagte der Obrist, „daß es so abscheuliche Menschen geben könnte? Sie haben Ruhe und Glück, Vaterland und Vermögen aufgeopfert, und müssen sich nun so schändlich betrogen sehen! — Ins Zuchthaus mit dieser Mezze!" fuhr er fort. „Danken Sie Gott, daß Sie diesem Unhold noch so glücklich entgangen sind!" —

Philippine wünschte mir ebenfalls Glück. Sie meinte: es wäre denn doch gut gewesen, daß ich nach Rußland gegangen sey — sonst

würde vielleicht das teuflische Gewebe niemals entdeckt worden seyn. —

Wir sprachen noch lange und viel von dieser Sache. Henneborn billigte alles, was ich mir vorgenommen hatte. „Allerdings müssen Sie in Ihre Vaterstadt reisen," sagte er, „aber nur nicht gleich. Sie müssen erst bei mir einbringen, was Sie bisher versäumt haben. In einigen Wochen wollen wir davon reden."

Am Abend schien der Obrist etwas beruhigter, als bisher, zu seyn. Er kam auf die Einquartierung zu sprechen, von welcher die Stadt entsetzlich mitgenommen worden sey, und daß der Mittelmann am vorzüglichsten dabei gelitten habe. — „Was fast immer der Fall ist," antwortete ich, „wenn es etwas zu leiden giebt. Als wir vor neun Jahren die Theurung hatten, ging es auch nicht besser. Dem Bäcker wurde das Brodt, dem Fleischer das Fleisch, dem Brauer das Bier, und dem Lichtzieher das Unschlitt im Preise erhöht. Die Alle litten nicht durch die Theurung. Wer erhöhte aber die Zinsen

des Rentirers, oder die Besoldungen der Staatsdiener?" —

Vor dem Schlafengehen wurde noch ausgemacht, einige Tage auf Henneborns Landgute zuzubringen. „Zum ersten Male seit der Mutter Tode!" sagte Philippine, die neben mir am Fenster stand. „Das habe ich Ihnen zu danken." — Auf dem Hinwege nach dem Landgute unterhielt ich mich meist mit Philippinen. Ich saß ihr im Wagen gegenüber. Der Obrist las ein neues Zeitungsblatt, das er beim Einsteigen erst erhalten hatte. Wie wir ankamen, wurde er eben damit fertig. — Es war ein herrlicher warmer Sommertag. Man verabredete, das Mittagmahl im Freien zu genießen, und wählte dazu einen geräumigen Rasenplatz, der von drei großen Ulmen umschattet war.

In der Nähe desselben befand sich eine Terrasse, auf der wir vor der Hand Platz nahmen. „Das war der Lieblingssitz meiner guten Gattin," fing er an, „hier brachten wir manchen frohen Abend zu." — Ich

glaubte ihn in eine heitere Stimmung zu versetzen, wenn ich nach seinem Sohn fragte, den ich bisher noch gar nicht nennen gehört hatte. Aber ich goß damit Oel ins Feuer. Mit Thränen im Auge gab er mir zur Antwort: „Der ist auch bei Gott. Er fiel bei Leipzig auf dem Felde der Ehre — in der berühmten Befreiungsschlacht. Wie man merkte, daß es zum Kriege kommen würde, ward der Mutter bange. Sie hing mit ganzer Seele an den Sohn, und wünschte ihn um sich zu haben. Sie schrieb ihm mit meiner Einwilligung, er möchte den Abschied nehmen; aber sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen. Zwei Mal wurde er blessirt; das dritte Mal blieb er. Wie vorigen Herbst die Schreckenspost kam, war meine Frau ganz außer sich. Sie hatte schon etwas gekränkelt — nun wurde sie todtkrank. Der kräftigste Trost vermochte nichts bei ihr. Die besten Arzeneien versagten ihre Wirkung. Sie dachte an nichts, als an ihren Sohn. Sein Verlust war ihr unerträglich. Wir selbst schienen ihr oft gleichgültig zu seyn,

wenn sie vom Schmerz zu sehr überwältigt war." —

„Nur ein einziges Mal kehrte die Liebe zum Leben zu ihr zurück. Es war um Lichtmeß, da verrieth sie Sehnsucht nach dem Doktor Henry. Ja, wenn der da wäre, sagte sie, wenn wir sie zu trösten suchten, dann wäre mir bald geholfen. Nicht wahr? Philippine, Du hast es auch gehört. Sie hatte grenzenloses Vertrauen zu Ihrer Kunst. Aber, wo hätten wir Sie damals suchen sollen? — So welkte sie zusehends dahin, bis die letzte Kraft gar aufgezehrt war. Am 10ten April starb sie." —

Hier hielt er inne. Wir saßen einige Zeit lang in stille Wehmuth vertieft. Man wagte es kaum, einander anzublicken. Endlich stand er auf und sagte sich selbst die tröstenden Worte: „Dort finde ich sie aber ganz gewiß wieder!" — „Das ist auch mein Glaube," sagte ich; „was hier getrennt wird, wird sich dort wieder zusammen finden. Gott ist ja die Liebe."

Nach einigen Stunden hatte sich der

heftige Eindruck, den Henneborns Erzählung besonders auf mich gemacht hatte, schon wieder etwas vermindert, als ich von ungefähr wahrnahm, daß an jeder der Ulmen mein Name stand. „Wie komme ich zu der Ehre," sagte ich zum Obristen, „wer mag mir dies Denkmal errichtet haben?" — „Das rührt von mir her," sagte Philippine mit einiger Verlegenheit. „Als ich mit meiner Mutter einst hier im Schatten saß, und die Erinnerung an Sie unsre vorzüglichste Unterhaltung war, quälte sie sich, wie ahnend, mit der Vorstellung, sie werde Sie nie mehr sehen. Gott weiß, wo er jetzt ist, — sagte sie damals, — oder wie's ihm geht! Ob er noch lebt, oder todt ist? Ob er je wieder nach Deutschland zurückkommt? — Mit solchen Gedanken erfüllt, grub ich Ihren Namen in diese drei Bäume ein, und meine Mutter gab mir ihren Beifall." — Sprechen konnte ich nicht; aber ich küßte ihr die Hand. —

Es ist so wenig, was der Mensch bedarf, um zufrieden zu seyn, und so wenige lernen es einzusehen. Ich hätte in diesem

Augenblicke alle Güter der Welt vertauscht, wenn es mir dagegen vergönnt gewesen wäre, ein Mitglied dieser Familie zu seyn. Der leidende Henneborn zog mich jetzt noch mehr an, als sonst. Ueberall blickte sein tiefes zartes Gefühl, seine heldenmüthige Resignation, sein festes Vertrauen auf Gott hervor. Die Tochter strahlte sein Bild in sanftern Umrissen zurück, und erinnerte im Lächeln an die verklärte Mutter. Es war nicht bloß ihr schlanker Wuchs, oder ihr schönes, freundliches Gesicht, oder ihre weiche, holdselige Stimme, wodurch sie sich Herzen gewann — ihr fein gebildeter Geist, der nur am Wahren und Schönen hing, ihre Liebe zu den Künsten, ihr geläuterter Geschmack und ihr wohlwollendes Herz erhoben sie über Alles, und bildeten aus ihren Umgebungen einen Kreis von stummen Verehrern.

Durch die Trauerkleidung hatte ihr Aeußeres noch mehr gewonnen. Ich ließ mir einmal etwas darüber entschlüpfen. Sie lächelte; aber in diesem Lächeln lag ein Dank verborgen. —

Der Obrist, der seit neun Monaten sein Landgut nicht besucht hatte, schien sich je länger je mehr daselbst zu gefallen. Er zeigte täglich mehr Munterkeit des Geistes, und wenn sich auch zuweilen ein Wölkchen von Trübsinn vor seine Augen zog, so war es doch nur vorübergehend. Daher kam es denn auch, daß unser Aufenthalt von einem Tage zum andern verlängert wurde, bis sich zuletzt Regenwetter einstellte, das uns auf einmal in die Stadt zurücktrieb.

Am vorletzten Tage noch verweilten wir zufällig in der Gegend, wo Hofrath Bröckel ehedem so fleißig gefischt hatte. „Was mag der machen?" fing ich an. „Haben Sie nichts von ihm gehört?" — „Der wird nächstens hieher kommen," sagte der Obrist, „und seine Erbschaft in Empfang nehmen." — „Eine Erbschaft?" fragte ich mit Verwunderung. — „Gott hat sein Gebet erhört," fuhr er fort. „Sein Weib ist schnell am hitzigen Fieber gestorben, und da ihr keine Zeit übrig geblieben war, ein Testament zu machen, so ist er glücklicher Weise ihr Uni-

verfalerbe geworden." — Ich hörte diese Nachricht mit großer Theilnahme. „Wer so ein Weib hat," setzte er noch hinzu, „der darf die siebente Bitte täglich mit Verstand beten."

Wir waren kaum in Mehlburg angekommen, als schon ein russischer Obrist zur Einquartierung angesagt wurde. Ich war begierig, ihn zu sehen, und erblickte beim Eintritt — den Grafen Herrmann. Meine Freude war außerordentlich. „Das ist der Edle," sagte ich zu Henneborn, „in dessen Gesellschaft ich vor drei Jahren nach Rußland gereiset bin." — Alles war voll Vergnügen über dies ungefähre Zusammentreffen. Schade nur, daß es von kurzer Dauer war! Graf Herrmann war bisher in Paris mit Urlaub zurückgeblieben, wollte auch auf dem Heimwege seine Verwandten noch mit besuchen, und konnte also, da sein Regiment schon mehrere Tagmärsche voraus war, nicht länger als eine Nacht bleiben. Diese wurde indessen fast ganz der Freundschaft geweiht. Henneborn war der Meinung, ich sollte diese

Gelegenheit benutzen, und um Verlängerung meiner Urlaubszeit nachsuchen. Man könne ja nicht wissen, was etwa vorfalle; und ob sich auch meine Privatangelegenheiten so hurtig würden abthun lassen. Philippine rieth gleichfalls dazu. Ich erbat mir also eine Verlängerung von noch zwei Monaten, und Graf Herrmann gab mir sein Wort, daß er mein Gesuch sehr nachdrücklich unterstützen würde. Wir trennten uns dann unter den herzlichsten Umarmungen. —

Henneborn wurde nun immer ruhiger. Die trüben Gläser seiner Seele hellten sich wieder auf, und er begann allmählig von solchen Dingen zu sprechen, für die er bisher fast alles Interesse verloren zu haben schien. Als einst die sogenannte altdeutsche Tracht der jetzigen Herren und Frauen an die Reihe kam, fing er erst an zu lachen. „Die Menschen wollen eben ihre Lebtage nicht klug werden," sagte er. „Jetzt, da die Franzosen hinaus gejagt sind, glaubt Jeder ein alter Deutscher zu seyn. Man hört und liest fast nichts, als von Deutschheit und Deutschthum.

Wie würden unsere Voreltern lachen, wenn sie jetzt wieder aufstehen sollten! Ich kenne wirklich nichts, worin wir unsern Urvätern gleichen, als das Trinken; das übrige ist Faselei. Altdeutsche Sitten brauchen wir, altdeutsche Redlichkeit, altdeutsche Frömmigkeit, altdeutsche Keuschheit. Da sieht man Männer und Frauen in altdeutscher Tracht einher schreiten, von denen die ganze Stadt weiß, daß sie nicht drei Pfennige werth sind. Es ist Jammerschade, daß Rabener nicht mehr lebt. Der würde was zu thun finden."

Indem trat Bröckel herein. „Nicht wahr, Herr Hofrath!" rief ihm gleich Henneborn entgegen, „Ihre selige Frau hat sich auch altdeutsch getragen?" — Bröckel, der seinen Zopf noch immer in Ehren hielt, wußte nicht gleich, was damit gesagt seyn sollte, und mußte sich's erst von uns erklären lassen. Er nahm indeß nur wenige Notiz davon, freuete sich bloß seiner Erbschaft und uns wieder zu sehen, und ließ bei dieser Gelegenheit mit vorkommen, daß mich sein Graf

als Leibarzt zu besitzen, schon öfters gewünscht habe. — „Vor der Hand ist er meiner,“ sagte der Obrist. „Sagen Sie nur dem Grafen, jetzt könne es nicht seyn!“ — Nur mit der Zeit, meinte Bröckel, das verstände sich ja von selbst. — Ich hatte das Säbelsche Verabschiedungs-Dekret noch nicht vergessen, und schwieg daher stille. —

Seit dem Tode seiner Gattin hatte sich Henneborn gewöhnt, die Zeit zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen auf Philippinens Zimmer zuzubringen. Sie sprachen dann entweder über wirthschaftliche Gegenstände, oder von dem, was sie den Tag über gelesen hatten, oder Philippine setzte sich an den Flügel, und überließ sich durch Spiel und Gesang ihrer augenblicklichen Stimmung, je nachdem es die Umstände gaben. Von diesen Zeitvertreiben war ich nie ausgeschlossen. Der Obrist sah es nicht einmal gerne, wenn ich nach dem Essen gleich auf mein Zimmer wollte. Im Anfange schon hatte ich bemerkt, daß mein Portrait, das sonst in dem Gemach der Obristin hing, in

Philippinens Zimmer gewandert war. Jetzt war das rothe Band gegen ein grünes vertauscht worden. Ich theilte diese Bemerkung dem Obristen mit. „Grün ist die Hoffnung," sagte er lächelnd, und ging gleich wieder auf einen andern Gegenstand über.

Einst war der ganze Abend der Musik geweiht. Philippine hatte eine Sammlung lieblicher deutscher Lieder vor sich liegen, von denen sie mehrere nach einander ausdrucksvoll vortrug. Als ich das Blatt für sie umwandte, schien sie sich zu besinnen. Das Lied war an Emilien gerichtet. „Das mag ich nicht spielen," sagte sie endlich; „Es ist ein Name, den ich nicht mehr ausstehen kann." — „Bravo!" versetzte der Alte; „suche Dir was Besseres heraus!"

An einem sonnigen Nachmittage tranken wir den Kaffee im Garten. Die Lauben nahmen uns in ihren wohlthätigen Schatten auf. In ihrer Nähe fand ich wieder Linden, woran mein Name stand. Ich konnte mich nicht enthalten, mein Vergnügen darüber auszudrücken. „Sehen Sie,"

sagte Henneborn, „wie man Ihr Andenken verewigt hat! Ueberall findet sich für Sie ein Willkommen." — Ich war närrisch genug, mir einzubilden, daß ich vielleicht von Philippinen geliebt seyn könnte. Ich war toll genug, es zu wünschen; denn der Zauber ihrer Reize, und die Vortreflichkeit ihres Herzens hatten mich schon längst auf das Innigste für sie eingenommen. Aber wo willst du hin, armer Henry! sagte ich zu mir selbst, wenn ich darüber nachdachte. Glaubst du wohl, daß sich ein so seltenes weibliches Geschöpf an einen russischen Oberarzt, oder an einen gräflichen Leibarzt anschließen werde? Ist nicht die Kluft des Standes zwischen uns befestigt? Kennt sie nicht dein Verhältniß mit Emilien? Wird sie je den Platz einnehmen mögen, den jene verschmäht hat? —

Ich beschloß, über mich Herr zu werden — mich nicht zum zweiten Mal einer Leidenschaft Preis zu geben, die mich bisher so viel gekostet hatte. Ich freuete mich des Entschlusses. Es lag etwas Großes darin.

— Dann mußte ich doch auch bedenken, daß Philippine nie ihren Vater verlassen, daß sie mir nirgends hin folgen würde, daß ich bald wieder abreisen mußte, und so weiter. Lauter Gründe, die mich in meinem Vorsatz bestärkten, und stolz auf mich selbst machten!

Aber die nächste Zusammenkunft warf das Gebäude schon wieder um. Es war mir unmöglich, sie nicht zu lieben. Wir sprachen von den Verdiensten des Generals Gneisenau. Sein Name sey Neidhart gewesen, sagte der Obrist; dann habe ihn ein schlesischer Edelmann, Herr von Gneisenau, an Kindes Statt angenommen, wodurch er Erbe seines Namens und seiner Güter geworden sey. „So könnte ich's auch machen," setzte er hinzu, „wenn sich einmal ein Mann fände, der meiner Tochter durchaus anständig wäre." —

Philippine ward roth und sah mich schüchtern an. Was in mir vorging, braucht nicht erzählt zu werden. Ich liebte sie herzlich, und sah sie mir doch so gut als auf

ewig entrissen. Der Ausspruch des Alten hatte mich zu Boden geschlagen. Es war Zeit, daß ich fort mußte.

Während ich so fast vier Wochen lang in den Genüssen der Freundschaft herum schwelgte, und wahrscheinlich noch viel länger geschwelgt haben würde, ohne an das zu denken, was ich eigentlich vor hatte, kam urplötzlich ein Brief von Polland. — Er schien mit zitternder Hand geschrieben, war ganz kurz, und enthielt im Ganzen so viel: es sey ihm bisher nicht möglich gewesen, mir zu antworten, weil er schon lange krank sey. Was er mir zu sagen habe, würde ein ganzes Buch erfordern. Ich möchte meine Reise zu ihm beschleunigen. Er sehne sich herzlich, mich noch einmal zu sehen. —

Als ich den Brief wies, sahen Vater und Tochter stillschweigend einander an. Es schien ihnen ungelegen zu kommen, daß ich so eilig fort wollte. Nur noch ein Paar Wochen, meinte der Obrist, dann hätte er sich's wollen gefallen lassen. — „Ja wohl!" sagte Philippine, „Wer weiß, wenn wir

Sie wieder sehen!" — Sie überzeugten sich indeß von der Nothwendigkeit von meiner Reise, und baten mich zuletzt selbst, sie zu beschleunigen, nachdem ich dem Obristen die Hand darauf gegeben hatte, auf meinem Rückwege wieder nach Mehlburg zu kommen, und bis zu meiner Abreise nach Rußland in seinem Hause zu bleiben. Dem ungeachtet lief die kurze Trennung von beiden Seiten nicht ohne Erschütterung ab. „Reisen Sie glücklich!" rief mir Henneborn nach. — „Kommen Sie recht bald zu uns zurück!" hatte Philippine schon früher gesagt. — —

Ich überließ mich der Wehmuth, als ich ins Freie kam. Es giebt denn doch noch herrliche, gute Menschen, sagte ich zu mir. Man findet sie nur nicht immer.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

O Himmel!

Als ich zum ersten Male nach Mehlburg kam, dankte ich der Vorsehung, daß ich den Verfolgungen der Gerechtigkeit, meiner Meinung nach, glücklich entgangen war. Jetzt kehrte ich von Mehlburg nach meiner Vaterstadt zurück, um die Gerechtigkeit gegen eine untreue Geliebte in Anspruch zu nehmen. Welcherlei Gedanken drängten sich da mir auf! Wie war ich da oft voll bittern Unmuths! Werde ich mein väterliches Erbe in der Güte oder mit Gewalt erhalten können? Werde ich lange dabei verweilen müssen? Wird man mir Schikanen machen? Wird Emilie den Muth haben, mir unter die Augen zu treten? Werde ich Fassung genug haben, mit ihr vor Gericht zu stehen?

— Mit solchen Gedanken beschäftigt kam ich späten Abends in meiner Vaterstadt an. — Um meiner Erscheinung mehr Gewicht zu geben, ließ ich mich einquartieren.

Der Zufall wollte, daß ich in dasselbe Haus kam, in welchem einst zwischen mir und Versche der tödtliche Verdruß entstanden war. Alles war neugierig, mich zu sehen; denn aus dem Einquartierungs-Büreau war die Nachricht von meiner Ankunft schnell verbreitet worden.

Am folgenden Tage suchte ich Polland auf. Ich traf ihn nicht mehr in seiner alten Wohnung. Man wies mich in ein Haus, fast am Ende der Stadt, ganz nahe an der Stadtmauer. Als ich die Treppe hinauf ging, kam mir ein altes Weib entgegen, das ein Recept in der Hand trug, und mich fragte, zu wem ich wolle? — „Zu Herrn Polland," war die Antwort. — Sie kehrte mit mir um, führte mich einen langen Gang hin, öffnete dann die Thür, und wies auf ein Vorhangbette zu, das nur wenig geöffnet war. —

Der Kranke richtete sich bei meiner Annäherung auf, schob den Vorhang weg — — „O Himmel!" rief ich aus, „bist Du Polland? — Mein alter Freund Polland?" — „Ja wohl," sagte er, „Dein alter Freund — den Du nun bald verwünschen wirst." — — Einem Todtengerippe ähnlich, reichte er mir die welke Hand. „Vergieb mir," sprach er, „wie uns Gott vergiebt! Ich habe mich schwer an Dir versündiget." — Mein Erstaunen ging über alle Grenzen. Diese Aeußerung gleich beim Eingange! Und dann den abgezehrten, schrecklich entstellten, kurz athmenden, und immer hustenden einzigen Jugendfreund! der sonst mit athletischer Stärke der ganzen Welt Trotz bot! — Ich wußte mich nicht zu fassen. Ein Strom von Thränen stürzte aus meinen Augen.

Polland sah mich starr an. Seine Augen blieben trocken. Er hatte sich wahrscheinlich schon früher ausgeweint. „Vergieb mir nur, lieber Henry!" fing er dann wieder an. „Es ist der einzige Wunsch, den ich noch auf der Welt habe. Dein Fluch würde

mir das Sterben schwer machen. Du warst sonst immer so gut, warst so gerne zum Vergeben geneigt." — — —

Dies alles sagte er mit äußerst schwacher, oft unterbrochener Stimme. „Ich weiß nicht, was ich Dir vergeben soll," gab ich zur Antwort, „Du hast mich ja mit Nichts beleidigt." — „Du wirst es bald erfahren," erwiederte er. „Meine Schuld ist ungeheuer groß. Doppelt, dreifach, zehnfach habe ich Dich beleidigt." —

Jetzt trat die alte Frau mit einem Arzeneiglase ins Zimmer und stellte es vor ihm hin. „Was soll mir's helfen?" sagte er. „Mit mir ist's aus." — Er ließ sich dann ein Kästchen aufs Bette bringen, schloß es langsam auf, und zog eine Menge Papiere hervor, die er einzeln durchsah und mir mit steigender Unruhe zitternd in die Hand gab. „Lese das Alles durch!" sagte er, „aber sey standhaft dabei! Es ist Dein Eigenthum. Ich wollte Dir's zuschicken, aber ich wußte nicht, wo ich Dich suchen sollte. Jetzt kam Dein letzter Brief und meldete mir Dein

kommen. Ich ließ es also liegen." — Während ich mit diesen Papieren ans Fenster treten und sie durchlesen wollte, rief er mich zurück. „Ich wünschte," fuhr er fort, „daß Du sie zu Hause für Dich allein, und ganz ohne Zeugen läsest! Die Bewegungen, welche sie in Dir veranlassen werden, würde ich als Zuschauer nicht wohl aushalten können. Außerdem kommt auch jetzt mein Beichtvater zu mir." —

In der schrecklichsten Bestürzung, die durch die rege gemachten bangen Erwartungen nur noch vermehrt wurde, schlich ich mich von ihm fort. Ich mußte ihm aber zuvor die Hand geben, daß ich ihn Nachmittags wieder besuchen wollte. — Fast bebend kam ich in meinem Quartier an. Ich grüßte und dankte nicht. Mit Heißhunger fiel ich über die Papiere her. Es waren lauter Schulddokumente, welche zusammen die Summe von zwölftausend Thalern betrugen. Das übrige war ein Aufsatz von Pollands eigener Hand, der mir auf einmal über sein ängstliches Betragen das hellste Licht gab.

Das erste Mal hatte ich ihn fast verschlungen, und blieb eine Zeitlang wie erstarrt. Nach Tische las ich ihn wieder, aber mit einiger Ruhe. Ich war gezwungen, Polland zu bedauern. Er war das Opfer schwieriger Umstände. Bei etwas weniger Leichtsinn würde er nicht gefallen seyn. Hier folgt das Ganze:

18ten Juni 1814.

„Mein bester Henry! Ich kann unmöglich aus der Welt gehen, ohne Dir die Greuel zu entdecken, welche auf meinem Gewissen lasten, wodurch ich mir die namenlosesten Leiden zugezogen habe. Du hielst mich bisher für Deinen Freund. Der war ich auch — Jahre lang war ich's — Gott ist mein Zeuge. Aber ich habe Deine Freundschaft auf das schändlichste gemißbraucht. Ich bin zum Verräther an Dir geworden. Ich habe gehandelt, wie sonst ein Feind handelt. Du wirst erschrecken, wenn Du weiter liesest. Es wird Dir seyn, als wenn der Blitz neben Dir eingeschlagen hätte." —

„Du warst schon lange in Sicherheit,

als von allen Seiten her die Nachricht erscholl, daß Versche todt sey. Nach dem, was vorausgegangen war, konnte man nicht daran zweifeln. Jedermann glaubte es. Dein Vater hatte inzwischen seine Liebschaft mit Emilien angesponnen. Er kannte mein Verhältniß zu Dir und hatte mich's derb genug empfinden lassen."

„Nun kam auf einmal Versche wieder zum Vorschein. So sehr ich mich dessen freute, so sehr gerieth Dein Vater darüber in Unruhe. Er wußte, daß Du von den Obern der Stadt ausnehmend geschätzt warst. Er argwohnte, Du möchtest Mittel finden, unter ihrem Schutze wieder zurück zu kommen; es wäre dann um seine Ruhe, um seinen Plan auf Emilien gethan gewesen. Er konnte voraussehen, daß ich Dir schleunigst davon Nachricht geben würde. Was that er also?" —

„Er ergriff mich an meiner schwachen Seite. Du erinnerst Dich noch, daß ich gar oft mit Geldverlegenheiten zu kämpfen hatte. Er bot mir hundert Dukaten, wenn ich Dir

nichts davon schreiben würde. Der Reiz war zu mächtig, als daß ich widerstehen konnte. Ich nahm sie an und schwieg.“ —

„Dies war der erste Schritt zu meinem Verderben. Wohl regte sich mein Gewissen, wenn ich mir Dein Gefühl dachte — das drückende Gefühl eines begangenen Mordes. Ich hätte Dich davon befreien können. Aber ich beruhigte mich mit der Vorstellung, daß Dir die Gesetze die Rückkehr in Dein Vaterland dem ungeachtet nicht erlaubt haben würden.“

„Dein Vater starb. Emilie wurde die Besitzerin Deines Erbtheils. Ich rieth ihr öfters, Dir nach Ludwigstadt zu folgen. Ich stellte ihr Deine Sehnsucht vor. Sie war durch nichts zu bewegen. Wie angekettet schien sie an ihre Vaterstadt. Die Mutter diente ihr nur zum Vorwande. So oft ich auch um sie war, und so sehr ich mir Mühe gab, so konnte ich doch die geheimen Triebfedern ihrer Weigerung nicht entdecken.“

„Nun starb auch ihre Mutter. Ich erinnerte sie aufs neue an ihre Pflicht, ich

versprach ihr sogar, sie begleiten zu wollen. Umsonst! Statt dessen forderte sie mir den Eid ab, Dir den Tod ihrer Mutter sorgfältig zu verschweigen. — Ich war schwach genug, ihn zu leisten, und that damit den zweiten Schritt zu meinem Verderben." —

„Als Dein Geschäftsträger war ich natürlicher Weise ihr Vertrauter. Durch das, was eben vorgefallen war, wurde ich's noch mehr. Du weißt, wie leicht sie für sich einnehmen konnte. Die Vertraulichkeit ging immer weiter. Sie ergab sich mir. — Von dieser Zeit an hörte ich auf, Dein Freund zu seyn. Ich half mit, Dich zu betrügen. Es war grundfalsch, daß die Zinsenzahlung gestockt hatte. Wir schickten Dir nach Belieben, was uns gut dünkte, das Uebrige blieb in unsern Händen. So lebten wir sorgenlos und in dem sträflichsten Leichtsinne fort, bis Du nach Hänichen zogst. — Du hattest zuvor geschrieben, daß Du nach Rußland Dich wenden würdest. Nichts konnte uns damals erwünschter seyn. Wir hielten uns überzeugt, daß Du nun nie wieder zu-

rückkehren würdest. Emilie drang darauf, mich mit ihr trauen zu lassen. Es geschah.“ — — —

„O, daß ich einen Schleier über diese greuelhafte Geschichte ziehen könnte! Mir blutet das Herz, indem ich daran zurück denke. — Wir bezogen eine Wohnung fast am Ende der Stadt, ganz nahe an der Stadtmauer. Emilie hatte sie ausgesucht. Man konnte von da fast ungesehen in mehrere Häuser kommen — man konnte durch eine Hinterthür unbemerkt in die Gärten, und von da in die Allee entwischen. Das Alles blieb damals von mir unbeachtet. Später erst nahm ich wahr, wozu es etwa gedient haben mochte.“

„Im siebenten Monate nach unserer Trauung wurde Emilie von einem todten Knaben entbunden. Sie war dabei in größter Lebensgefahr. — Wollte Gott, sie wäre damals gestorben! — Ich schrieb Dir zwar von ihrer Krankheit, aber nicht von der Ursache. Es war, wie ich glaube, mein letzter Brief an Dich. Das böse Gewissen erlaubte

mir nicht, weiter an Dich zu schreiben. Auch hattest Du die fernere Geldsendung vorläufig untersagt."

„Mein Ehestand wurde mir bald lästig. Emiliens zuvorkommendes Wesen hatte mir eine Menge von Gesellschaften zugezogen, so daß endlich mein Haus ein Tummelplatz junger Leute wurde. Was ich dagegen sagte, wurde mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Ich erhielt zuweilen noch Vorwürfe."

„So fing ich nach und nach an zu kränkeln. Die häufigen Aufregungen meines Gewissens mögen auch mit beigetragen haben. Endlich kam Dein Brief, worin Du uns von dem Wiederfinden des Hauptmanns Versche schriebst. Das war ein Donnerschlag, der uns gänzlich betäubte. Wir mußten uns für verrathen halten. Wir sahen einander wie versteinert an. Und doch stand nichts in Deinem Briefe, was darauf hinwies! Du machtest mir bloß gelinde Vorwürfe, daß ich zu leichtgläubig gewesen wäre. Du ahndetest den groben Betrug nicht. Du hieltest mich noch immer für Deinen Freund."

„Ich war aufs tiefste gerührt. Die Schwärze meiner Handlungen stand mir lebhaft vor Augen. Es zerschnitt mir das Herz. Ich hätte vergehen mögen."

„Jetzt wurde ich zusehends kränker. Es floh mich der Schlaf; ich hatte keine Eßlust; ich war mir selbst zur Last. Emilie, die mich so schrecklich leiden sah, ward nach und nach tiefsinnig. Auch ihr Gewissen mochte nunmehr erwacht seyn. Sie floh alle Gesellschaften, sie war in beständiger Unruhe. Wir sprachen nichts, als was wir sprechen mußten. Aber das Schlimmste war uns noch vorbehalten." — — —

„Ich muß hier abbrechen. Der Schmerz überwältigt mich. — Laß mich, o Gott! den Tod nicht schmecken, bis mir Henry verziehen hat!"

20sten Juni 1814.

„Ich komme nun auf den fürchterlichsten Abschnitt meines unglücklichen Lebens. — An einem Morgen, dem eine schlaflose Nacht vorausgegangen war, schickte mir die Post Deinen Brief, der von den scheußlichen drei

Beilagen begleitet war. Ich erbrach ihn schon mit Zittern, weil ich mir gleich nichts Gutes vermuthet hatte. Nach dem Lesen aber blieb ich meiner nicht mehr mächtig. Ich fiel, wie todt, aufs Lager zurück — einsam und ohne Zeugen." —

„Nachdem ich mich etwas erholt hatte, trat Emilie ein. Wie konnte es anders kommen, als daß ich ihr Vorwürfe machte! „Also auch mich hast Du betrogen?" sagte ich unter andern. „Ich war also nicht einmal der Vater des todten Knaben? Darum also hast Du mit der Trauung so sehr geeilt?" — — Ohne sich zu verantworten — ohne ein Wort zu sagen — schlüpfte sie aus dem Zimmer und kam nicht mehr zum Vorschein." —

„Es wurde nach ihr gefragt — die Köchin suchte sie auf — ich selbst verlangte sie zu sprechen. Sie war nirgends zu finden. Bei allen Freunden und Bekannten wurde nach ihr gesucht — man hatte sie nicht gesehen. Endlich, nach vier Uhr Abends, kommt die Schreckenspost, man habe sie in dem

Flusse gefunden. — Stelle Dir meine Lage vor! Krank und mißmüthig — und noch diese Nachricht dazu! — Es war, als ob das Weltall über mich herein stürzte. — Weinen konnte ich nicht; aber — Gott ist gerecht — sagte ich zu mir — ich unterwerfe mich seinem Willen! — Die Wiederbelebungsversuche blieben fruchtlos. Ich ließ sie in der Stille neben ihrer Mutter begraben."

„Was in der Stadt darüber gesprochen worden seyn mag, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich selbst konnte nicht ausgehen, weil ich stets krank war. Die Schaam würde mir's auch widerrathen haben. Die Freunde, die zum Besuch kamen, berührten den Vorfall nur ganz leise." —

„Ich untersuchte den Zustand Deines Vermögens, das uns eigentlich bisher genährt hatte. Gott! wie erschrack ich! Von zwanzigtausend Thalern waren nur noch zwölftausend übrig. — Wie soll ich mich nennen? Warlich, Henry! Du bist unter Diebe und Mörder gerathen. Aber der Arm der gött-

lichen Gerechtigkeit hat sie schon erreicht. Sie haben gebüßt, und büßen noch. — Mehr als zwölftausend Thaler kann ich Dir nicht zurückgeben, das Uebrige hat der Leichtsinn verschlungen. — — Und so stehe ich denn, von Schaam und Reue durchdrungen, von dem innern Richter gefoltert, und dem geöffneten Grabe nahe, vor den Augen meines redlichen, zutrauensvollen und so unaussprechlich tief von mir beleidigten ehemaligen Freundes Henry!" —

„Ich kann kein Wort zu meiner Vertheidigung sagen. Ich will mich nicht einmal entschuldigen. Aber um Gnade will ich ihn anflehen, den gefühlvollen Henry. Die Güte seines Herzens will ich in Anspruch nehmen. Er soll zürnen — und das mit Recht! Er möge mir aber auch verzeihen! — Ja, Bruder! — wenn ich Dich anders noch so nennen darf — Deine Verzeihung ist das Einzige, was ich auf dieser Welt noch wünsche, hoffe, und erwarte. Du wirst sie mir nicht versagen. Du wirst mir das Sterben nicht noch schwerer machen;

das thust Du nicht. — Gebe der Himmel, daß ich sie noch aus Deinem Munde hören möge! Gott wird Dich dafür segnen — wenn gleich noch Niemand Deiner Liebe und Freundschaft weniger werth war, als

Dein

unglücklicher Polland."

Nachmittags ging ich zu ihm. Sein bloßer Anblick brachte mich schon zum Weinen. Er schien Vorwürfe zu erwarten. „Hast Du schon gelesen?" fragte er etwas hastig. — Ich konnte noch nicht sprechen. — „Nicht wahr, es ist schrecklich?" fuhr er fort, „das hättest Du nicht gedacht?" — — Ich ergriff endlich seine Hand. „Beruhige Dich!" sagte ich; „es ist Dir Alles von mir vergeben. Dein Herz und Dein Verstand hatten sich zwar verirrt; aber sie haben doch wieder den rechten Weg gefunden." — Jetzt traten große Tropfen aus seinen hohlen Augen hervor. — „Darf ich gewiß auf Deine Verzeihung rechnen?" fragte er wieder. — „Ja!" gab ich zur Antwort; „Gott ist mein Zeuge. Ich habe Dir Alles verziehen! Der Ver-

lust von Emilien ist ein Gewinn für mich, und mit achttausend Thalern ist bloß Deine Jugendfreundschaft von mir belohnt. Ich wollte nur, daß ich Deine Gesundheit wieder herstellen könnte!" — —

Jetzt heiterte sich sein Gesicht etwas auf. Doch sprach er nur vom Sterben, und wie er begraben seyn wollte. Ein einziges Mal fragte er mich, ob ich denn beständig in Rußland bleiben würde? Als ich ihm gesagt hatte, daß dies bloß von Umständen abhänge, brach er wieder ab. — Er wurde zusehends ruhiger. Sein Geist schien mit der Zukunft beschäftigt. Ich verließ ihn mit dem Versprechen, am andern Morgen wieder da zu seyn. — —

Aus meinem Vorsatze, einige meiner ehemaligen Gönner und Bekannten zu besuchen, wurde nichts. Mein Herz war zu zerrissen. Ich taugte nicht für Gesellschaft. — Der Zufall brachte mich außerhalb der Stadtthore. Ich durchstrich die Umgebungen, in welchen ich sonst so oft gelustwandelt hatte. Alles war verändert. Ich konnte

das Alte nicht mehr finden. An die Stelle der Rebenhügel waren Hopfengärten getreten; kleine Wäldchen hatten sich in Felder verwandelt; Wiesen in Teiche; Teiche in Ackerland. — Ich war mir fremd. Tausend herbe Erinnerungen schlossen sich mit an. Ich kehrte bald wieder um. —

Als ich an die Stelle kam, wo man Emilien aus dem Wasser gezogen hatte, ergriff mich ein heftiger Schauder. — Ich hatte sie sonst so lieb, und sie hat mir so schlecht gelohnt! — Bei meiner Zurückkunft ins Quartier traf ich alte Bekannte an, welche mich aufgesucht hatten. Sie waren gerade zu rechter Zeit gekommen, um mich von einer Stimmung zu befreien, die mir gar leicht hätte schädlich werden können. Wir brachten den ganzen Abend und selbst einen Theil der Nacht mit muntern Gesprächen zu, und es war wenigstens so viel dadurch bei mir gewonnen, daß ich der Schwermuth nicht nachhängen, und ruhig schlafen konnte.

Am nächsten Morgen ging ich zu Pol=

land; aber er war schon todt. Die alte Frau erzählte mir: wie ich ihn gestern verlassen gehabt, sey er eine Viertelstunde lang ganz heiter geworden. In Jahr und Tagen hätte sie ihn nicht so gesehen. Sie glaube, mein Besuch müsse das bewirkt haben; denn er habe zu verschiedenen Malen mit einer Art von Freude meinen Namen ausgesprochen. Darauf habe er lange wie im Gebet begriffen zu seyn geschienen, und nach seinem Beichtvater verlangt. Der sey auch bald gekommen und habe ihm nach einer herzlichen Unterredung das Nachtmahl gereicht; worauf er in einen tiefen Schlummer gesunken sey. Sie habe das für ein gutes Kennzeichen gehalten; aber um Mitternacht sey er sehr unruhig geworden, habe oft nach der Uhr gefragt, und sie zur Rede gestellt, warum sie das Nachtlicht ausgelöscht hätte, das doch, wie immer, ganz hell gebrannt habe. Dies sey ihr aufgefallen. Sie habe sich also ihm genähert und seine Augen schon gebrochen gefnnden. Als der Wächter Eins gerufen, habe er sich mit Mühe auf die linke

Seite gelegt. Er habe ihr zu schlummern geschienen. Etwas später aber hätte sie ein kleines Geräusch vernommen, das er mit seinen Füßen veranlaßt haben müsse; sie seye hinzu gegangen und habe ihn todt gefunden. —

Ich ließ mir den Leichnam meines Jugendfreundes vorzeigen. Er trug die Züge eines reuigen Sünders im Gesichte. Ich drückte ihm die kalte Hand und entfernte mich unter Thränen. —

Mich konnte nun nichts mehr in meiner Vaterstadt zurückhalten. Sie war mir ein Aufenthalt des Schreckens und des Jammers geworden. Ich eilte, was ich konnte, um wieder nach Mehlburg zu kommen, und der ermattenden Gefühle im Schooße der Freundschaft los zu werden.

Meine Reise ging glücklich von Statten. Ueberall, wo ich hinkam, stieß ich auf Gegenstände, welche mich froh machten. In Plankendorf hatten die Schullehrer eine Feierlichkeit veranstaltet, um das Geburtsfest des unter ihnen lebenden Schriftstellers M***

zu ehren. Sie bestand darin, daß eine Anzahl armer Kinder öffentlich gespeiset wurde. Zwar hatten, wie man mir sagte, nur die Zöglinge, oder eigentlich die Eltern und Vormünder derselben die Kosten dazu geopfert. Das that aber nichts zur Sache. Die Kinder aßen und tranken sich satt, und der Gefeierte fand sich dadurch geehrt — versprach auch in der Beschreibung seines Lebenslaufs dankbare Erwähnung davon zu machen. — Daß ich mir bei dieser Gelegenheit gewünscht habe, ein berühmter Schriftsteller zu seyn, versteht sich von selbst. Doch würde ich's anders angefangen haben, wenn ich einer von den Schullehrern gewesen wäre. Ich für meinen Theil schriebe nun so lange, bis mir auf gleiche Art mein Geburtstag gefeiert wird. —

Gleich nach dem Mittagsessen traf ich in Mehlburg ein. Mein Cousin war nicht mehr anzuhalten, da er einmal gemerkt hatte, worauf es zuging. Henneborns kam ich unerwartet. Sie hatten mich wohl in vier Wochen noch nicht vermuthet.

Das ganze Haus war voll Gäste. Der Obrist kam mir an der Treppe entgegen und umarmte mich herzlich. Er führte mich zur Gesellschaft, bei welcher Philippine den Vorsitz zu haben schien. Alles stand horchend um sie her. Auch in meinem Herzen hatte sie den Vorsitz. Es war natürlich, daß ich zuerst auf sie zuging. — Die Art, wie sie mich empfing — die freundlichen Worte, die sie zu mir sprach — erregten bei den Anwesenden allgemeines Gaffen. Ich war im Augenblick vom Kopfe bis zu den Füßen ausgemessen.

Zugegen waren: Seine Hochwohlgeboren, der Herr Kammerherr von Flintenstein aus Katzensteinach — Ihro Gnaden, hochdessen Frau Gemahlin — zwei gnädige Fräulein Töchter — und zwei Herren Söhne, wovon der ältere Stabs-Kapitän in Hessischen Diensten war, und der jüngere nur eben seine Studien absolvirt hatte, und mit dem Gedanken umging, bis zum nächsten Quatember Hofgerichts-Assessor zu werden. —

Ich hatte gegen diese Versammlung gar nichts einzuwenden. Sie behandelte mich sehr höflich, und forderte mich theilnehmend auf, ihr von Rußland zu erzählen. Aber recht war mir's denn doch nicht, daß sie da war. Ich weiß selbst nicht, warum? Es giebt eben Augenblicke, wo man gern allein ist. —

Der Stabs-Kapitän, ein artiger, wohlgebaueter Mann, machte sich immer viel mit Philippinen zu schaffen. Das stand mir, die Wahrheit zu sagen, nicht an. — Der Gernassessor hingegen deklamirte fast unaufhörlich von Volksthum und Deutschthum, wobei ihm seine Eltern und Schwestern mit offenem Munde verwunderungsvoll zuhörten. Er schien auch ein Turner zu seyn, weswegen ich ihm bei jeder Gelegenheit sorgfältig aus dem Wege ging.

Während dieser Deklamation hatte Conrad, der Gärtner, der, wenn Gäste da waren, die Stelle eines zweiten Bedienten mit versah, den Thee umher gereicht, und aus Unvorsichtigkeit die ganze Kanne mit Milch

auf den altdeutschen Rock des Deklamanten gegossen. Dieser — ganz gleichgültig, als ob nichts vorgefallen wäre — wischte den stumpfen Rockschooß ab und fuhr mit solcher Energie in seinem Thema fort, daß er jetzt noch nicht damit zu Ende seyn würde, wenn nicht sein hochwohlgeborner Herr Vater das Zeichen zum Aufbruch gegeben hätte. —

Ich muß hier bemerken, daß die Gäste schon Tags zuvor angekommen waren, und weil sie zwei Meilen Wegs noch zurück zu legen hatten, deshalb sehr zeitig von Mehlburg abreiseten. Die Frauenzimmer fuhren im Wagen; der Kammerherr und der Stabs-Kapitän ritten neben her, und der Turner sprengte voraus. —

Henneborn und ich gingen in den Garten. Philippine zog sich ins Haus zurück, rief uns aber nach, daß sie bald nachkommen würde.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wer hätte das gedacht!

Conrad hatte den Bedientenrock inzwischen ausgezogen, und kam als Gärtner in den Garten hinab. Er beschäftigte sich mit Begießen, und sah gegen seine Gewohnheit sehr mürrisch und verdrießlich aus. „Der ärgert sich," sagte der Obrist, „daß er die Milch verschüttet hat." — Jetzt kam er uns in den Weg. „Bist Du ein Narr?" fing er an. „Wer wird sich denn des bischen Milch wegen so abscheulich abhärmen?" — „Der Milch wegen ärgere ich mich eben nicht," antwortete Conrad; „ich weiß, daß Sie mir das gerne verzeihen. Aber das gewaltige Schimpfen — die unerhörten Schmähworte — an so etwas bin ich bei Ihnen nicht gewöhnt." — „Wer hat Dich denn geschimpft?"

fragte Henneborn. — „Als ob Sie es nicht mit angehört hätten!" fuhr Conrad fort; „dem jungen Herrn von Flintenstein werde ich's meine Lebtage nicht vergessen, wie er mir's heute gemacht hat." — „Ich weiß doch wirklich nicht, was Du sagen willst," erwiederte der Obrist; „mit meinem Wissen ist Dir von Niemand Leid widerfahren." — „Hat mich nicht der junge Herr wohl zehn und funfzehnmal volksdumm und deutschdumm gescholten?" versetzte Conrad. „Meint er vielleicht, ich hätte seine verblümten Reden nicht verstanden? Da kommt er bei mir an den unrechten Mann. Strohdumm und Eseldumm wollte er wohl nicht sagen, weil das zu bäuerisch klingt — aber ich habe ihn schon verstanden — ich bin nicht volksdumm und nicht deutschdumm — wie leicht, daß man beim Herumreichen etwas Ungeschicktes begeht!" —

Henneborn brach nunmehr in ein lautes Gelächter aus, und verständigte endlich den eigentlich altdeutschen Conrad wegen der vermeintlichen Schimpfreden zu seiner vollen

Beruhigung. — Wir verfolgten noch einige Augenblicke diesen Gegenstand, wobei der Obrist die Bemerkung machte: es scheine, daß jetzt Volksthum und Deutschthum ein Modespielzeug würden, wobei sich die Wenigsten etwas dächten — in manchen Köpfen entstünden wohl gar fixe Ideen daraus, wodurch sich mit der Zeit die Bevölkerung der Irrenhäuser vermehren würde. Er glaube, annehmen zu dürfen, daß Flintenstein fortgeschwatzt haben würde, wenn man ihm auch das siedende Theewasser selbst über den Kopf gegossen hätte. —

Mittlerweile war Philippine hinzugekommen. Das Betragen des Stabs-Kapitäns ging mir noch immer im Kopfe herum. Ich wünschte, daß sie weit weniger mit ihm konversirt hätte — daß sie weit weniger gegen ihn gefällig gewesen wäre. Es fiel mir dabei ein, was einmal der Obrist vom Adoptiren gesagt hatte. Dies mochte meine Außenseite etwas verändert haben. Ich hörte wenigstens lieber zu, als daß ich selbst sprach.

Philippinen entging das nicht. Als sich

ihr Vater ein wenig von uns entfernt hatte, stellte sie mich darüber zur Rede. „Sie sind doch nicht von uns vernachlässiget worden?“ sagte sie; — „Oder haben Unannehmlichkeiten in der Gesellschaft gehabt? — Oder sind nicht allzu wohl?“ — — Ich versicherte sie, daß von allem dem nichts sey. — „Aber Sie sind doch nicht wie gewöhnlich,“ fuhr sie fort. „Es muß irgend etwas in Ihnen vorgehen. Seyn Sie hübsch aufrichtig, lieber Herr Oberarzt!“ — — Ich war endlich schwach oder beherzt genug, ihr zu gestehen, daß mich das zärtliche Benehmen des Kapitäns Flintenstein aufmerksam und nachdenkend gemacht habe. „Der Gedanke, Sie möchten uns durch eine Heirath verloren gehen,“ sagte ich, „und gerade jetzt verloren gehen, wo ich noch einige Zeit im Schooße der Freundschaft zu leben hoffte — dieser Gedanke hat mich wehmüthig beschäftiget. Es wäre gar zu hart, wenn wir Sie jetzt verlieren sollten. Ich möchte dann nicht in Mehlburg bleiben.“

Philippine sah mir bei dieser Rede

freundlich in die Augen; doch bemerkte ich mitunter eine Veränderung ihrer Gesichtsfarbe. Als sie antworten wollte, schien ihre Stimme zu stocken. „Ihre Aufrichtigkeit," sagte sie, „verdient meine Erwiederung. Machen Sie sich keine Sorge, daß ich verloren gehe! Flintenstein wäre der Letzte, den ich mir wählen würde. Und von meinem Vater kann mich nur der Tod trennen." —

Im Verlauf dieser Unterredung ließ sie unter andern mit vorkommen, daß sie und ihr Vater weit mehr Ursache hätten, von Verlust zu reden, wenn sie an meine künftige weite Reise gedächten, von der wohl so bald kein Wiederkehren zu hoffen seyn dürfte. „Glauben Sie mir!" sagte sie, „mein Vater ist kürzlich ganz wieder in seinen alten traurigen Humor zurückgefallen, als ich es berührte, daß Sie im nächsten Winter nicht mehr hier seyn würden. Mir grauet schon vor diesem Winter." —

„Da ist's noch lange hin, herrliche Philippine!" gab ich zur Antwort. „Bis dahin kann sich Vieles ändern. Ich kann wieder

Leibarzt in Hänichen werden — ich kann meinen Abschied aus Rußland erhalten — ich kann nach Ludwigstadt gehen — ich kann — ich kann — in meine Vaterstadt mag ich nicht mehr — oder ich kann ja vielleicht auch hier bleiben." — „O, das wäre herrlich!" rief sie aus. „Das wäre, was wir schon längst gewünscht haben! Ich halte Sie beim Wort."

Die Annäherung des Obristen unterbrach uns. Er fragte mich jezt, ob meine Geschäfte glücklich abgethan seyen? — Leider entspann sich nun ein Gespräch, das uns alle mit Schauder ergriff. „Es ist abscheulich," sagte Henneborn einmal um das andere, „was es für Menschen giebt. Wem soll man zulezt noch trauen?" —

Als ich von Pollands Reue sagte, von seiner abschreckenden Gestalt, und von seiner schriftlichen Beichte, die ich ihnen mitzutheilen versprach, schlichen sich leise Thränen aus den Augen der gefühlvollen Philippine. Henneborn, der dies bemerkte, schwieg eine Zeitlang stille. „Es ist schon wahr," fing er

endlich an, „jeder Unglückliche macht unser Bedauern rege, selbst wenn er schuldig ist. Hier läßt sich aber mit Wahrheit sagen, daß die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt sey. Sie haben eine harte Probe überstanden, lieber Henry! Wollen wir davon abbrechen! Wir verderben uns sonst den Abend. —

Dieser und die folgenden Abende wurden, wie gewöhnlich, auf Philippinens Zimmer zugebracht. Es trat allmählig eine Herzlichkeit unter uns ein, als ob ich zur Familie gehörte. Nichts, was im Hause vorfiel, wurde vor mir geheim gehalten. Ueberall mußte ich meine Meinung geben. In der Kirche, im Schauspielhause, bei Besuchen, bei Spaziergängen — überall war ich mit zugegen. Der Mehlburger Adel zerbrach sich den Kopf darüber. Die Einquartierung müsse dem Obristen sehr beschwerlich seyn, meinten die Klügsten. „Er war ja sonst der Hausarzt," sagte ein geadelter Jude. —

Wenn Philippine jetzt am Flügel saß, so sang sie meistens frohe, liebliche Lieder,

oder auch solche, die süße Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstande ausdrückten, oder das Glück der Liebe schilderten, oder auch Bilder ehelicher Freuden enthielten. Mit Spiel und Gesang schien stets ihr Herz im Einklange zu stehen. Der Alte hörte ihr mit sichtbarem Wohlgefallen zu, und drückte mir oft empfindungsvoll die Hand. „O, wenn doch meine Frau noch lebte!" pflegte er zuweilen dabei zu sagen.

Ich sah je länger je mehr ein, daß ich so leicht nicht mehr von Mehlburg wegkommen würde. Ich war wie angefesselt. Mein einziger Gedanke war Philippine. Nur sie füllte mein ganzes Ich aus.

Es kam jetzt ein Brief vom Hofrath Bröckel an, durch den mir Graf Balbus den Antrag machen ließ, in seine Dienste zu treten. Die Bedingungen waren sehr vortheilhaft, und Bröckel hatte Alles aufgeboten, mich zu überreden. Ich fühlte aber keine Neigung dazu, und wies den Antrag ab. Mein Losungswort war Mehlburg. — Als ich Bröckels Brief vorlas, schienen Henneborn

und seine Tochter wie verblüft zu seyn. Die Eröffnung meines Entschlusses stimmte sie wieder um. „So ist's recht," sagte der Obrist; „dergleichen Menschen muß man's fühlen lassen, wenn sie einen dummen Streich gemacht haben."

„Ich dächte überhaupt," fuhr er fort, „Sie könnten sich jetzt von Ihren Verhältnissen los machen. Werden Sie wieder einmal Ihr eigener Herr!" — Ich erwiederte ihm, daß mich schon einige Zeit die Ungewißheit meiner künftigen Bestimmung beschäftige — daß mich der Gedanke an den Ablauf des Urlaubs zuweilen ganz unruhig mache — daß es mir öfters vorkomme, als ob ich nicht nach Rußland zurückkehren sollte — als ob mich etwas abhielte — als ob eine innere Stimme mir zuriefe — — — „Lassen wir Sie nach Rußland," fiel Henneborn ein, „so haben wir Sie gesehen. Bleiben Sie hübsch auf deutschem Grund und Boden!" — „Oder hier in Mehlburg," fing Philippine an, die bisher stillschweigend uns zugehört hatte. „Sie haben sich neulich etwas davon

merken lassen." — „Das wäre für Sie und uns das beste, was Sie thun könnten," fuhr der Obrist fort. „Hier ist jetzt Mangel an Aerzten. Die besten sind am Nievenfieber gestorben; der Rest besteht aus Schächern. Sie würden in kurzer Zeit sich empor schwingen. Und wenn Sie vollends bedenken, daß Sie doch zwölftausend Thaler von Ihrem Vermögen gerettet haben." — — „Ja, ja! Sie müssen hier bleiben," fing Philippine wieder an. „Nur um meines Vaters willen müssen Sie hier bleiben." — „Nicht auch um Ihretwillen?" fragte ich bescheiden. — „Auch um meinetwillen!" gab sie schnell zur Antwort. „Sie wissen ja, daß ich von meinem Vater unzertrennlich bin." — Sie begleitete diese Worte mit einem Blick, der in mein Innerstes drang. — —

Die Unterredung wurde nun immer lebhafter. Der Gegenstand ward von allen Seiten beleuchtet. Es wurden die Gründe für und wider oft und reiflich erwogen, und, wie sich das fast voraus sehen ließ, am Ende der Beschluß gefaßt, daß ich als russischer

Oberarzt meinen Abschied nehmen, und meinen künftigen Wohnplatz in Mehlburg aufschlagen sollte.

Wie wir damit im Reinen waren, stand Henneborn hastig vom Stuhl auf, und umarmte erst seine Tochter, und dann mich. „So froh bin ich in langer Zeit nicht gewesen," sagte er, „als jetzt. Das söhnt mich gleichsam mit mir selbst aus. Heute muß Punsch gemacht werden." — Philippine entfernte sich, um Anstalten dazu zu treffen. — Ich begab mich auf mein Zimmer, um an den Grafen Herrmann wegen meines Abschiedes zu schreiben. Der Obrist pfiff im ganzen Hause herum, was sonst nur selten seine Gewohnheit war. —

Während wir Abends Punsch tranken, ertönte im Garten die lieblichste Nachtmusik, welche der Obrist heimlich bestellt hatte. Philippine war freudig überrascht; ich nicht weniger. Wir Alle wünschten die verstorbene Obristin zurück. Das Maaß der Freude wäre dann voll gewesen.

Wir gingen endlich in den Garten, um

der Musik noch näher zu seyn. Es war ein heller, freundlicher Herbstabend. Der Mond in vollem Glanze — der ganze Himmel mit Sternen übersäet. — „O, diese glücklichen Wohnungen der abgeschiedenen Seelen!" rief Philippine aus. „In welcher derselben mag meine Mutter seyn?" — „Gewiß in einer der glänzendsten!" antwortete ich, „wenn unser zukünftiger Aufenthalt der Würde unserer irdischen Handlungen angemessen seyn soll." — „Sie sieht jetzt vielleicht auf uns herab," fuhr sie fort, „und freuet sich der Munterkeit ihres Gatten? — Des Seelenfriedens ihrer Tochter? — Der stillen Zufriedenheit ihres Freundes Henry?" —

Ich konnte mich nicht enthalten, sie auf den Mund zu küssen. Ein sanfter Händedruck sprach ihre Empfindung aus. — Der Alte hatte das in der Nähe mit angesehen. Sie sah noch immer gerührt zu den Sternen auf, als ob sie die ersehnte Mutter auffinden wollte. „Wie oft," sagte sie, „hat hier meine Mutter von Ihnen mit mir gesprochen, als Sie so weit — so gar weit

von uns entfernt waren! Er scheint uns vergessen zu haben — waren ihre Worte — weil er nichts von sich hören läßt. — Ich suchte Sie zu entschuldigen, lieber Henry! Es fehlt ihm vielleicht an Zeit, uns von sich Nachricht zu geben? Er lebt vielleicht an der persischen Grenze? Er hat vielleicht geschrieben, und die Briefe sind verloren gegangen? — Das half Alles nichts! Sie wollte wissen, ob Sie noch lebten? Ob Sie noch an uns dächten?"

Ich wollte mich eben gegen sie rechtfertigen, als der Obrist hinzu trat, uns Beide bei der Hand nahm, und mit sich zurück aufs Zimmer führte. „Ich bin heute so seelenfroh," sagte er im Hingehen, „wie an dem Tage, da ich Hochzeit machte. Wir wollen jetzt noch eins punschen!" — Er hatte dafür gesorgt, daß auch die Domestiken einen fröhlichen Abend hatten. Alles war lustig und aufgeräumt. Die Nachtmusik hielt noch an. — Man mußte den Alten in seiner fröhlichen Stimmung doppelt lieb gewinnen.

„Sie bleiben also jetzt hier," fing er an, da wir wieder am Punschnapf saßen. „Das ist's, was mich so lustig macht. Aber nun gilt's noch eine Gewissensfrage. — Können Sie sich entschließen, so lange ich noch etwa leben werde, mein Hausarzt zu bleiben? — Werden Sie alle andere Rücksichten darüber aufopfern mögen?" — Ich stutzte. — „Ich verlange darum eben nicht, daß Sie andern Menschen Ihre Hülfe versagen sollen," fuhr er fort, „das wäre abscheulich! Aber ich wünschte nur, daß Sie so recht mein eigentlicher, einziger und wahrer Haus-, Zimmer- und Tischarzt bleiben möchten, den ich zu jeder Zeit an der Hand hätte — an den ich mich in allen Vorfällen meines Lebens vertrauensvoll wenden könnte — der mich mit Rath und That unterstützte — der mich als seinen Vater ansähe — der mir, will's Gott! dereinst die Augen zudrückte." —

Hier hielt er inne. Philippine schlich sich ab. Er sah mir liebevoll in die Augen. — „Wollen Sie das bei mir werden? Guter Henry! Ueberlegen Sie Alles wohl! Es

ist viel, was ich von Ihnen verlange; es ist aber auch viel, was ich Ihnen dagegen geben will." — Ich fiel ihm sprachlos um den Hals. Meine Empfindungen hatte er längst errathen. — „Sind Sie zufrieden," fuhr er fort, „wenn ich Ihnen meine Tochter dagegen gebe? Das Beste und Theuerste, was ich habe?" — Thränen der Freude erstickten meine Stimme. Mein Herz schlug mit verdoppelten Schlägen. „Ja! bester Vater!" brach ich endlich los, „ich bin mit Allem zufrieden. Ich gehe Alles ein, was Sie von mir verlangen. Sehen Sie mich von jetzt als Ihren Sohn an! Ich erliege fast Ihrer Güte. Ich möchte sagen, sie erdrückt mich." —

„Geduld!" fing er an, „wir wollen doch hören, was sie dazu sagt." — Er rief ihr, und sie trat herein. — „Glaubst Du wohl," sagte er „daß wir eben jetzt von Dir gesprochen haben? Du sollst ein schreckliches Opfer bringen. Mache Dich nur gefaßt!" — Philippine schien etwas bestürzt zu seyn, und sahe bald mich, bald ihren Vater erwartungs=

voll an. — „Wer hätte das gedacht," fuhr Henneborn fort, „daß unser Henry da — unser alter Hausfreund — so große Prätensionen machen würde? Ich bitte ihn da, er möchte auf die Zeit meines Lebens mein Hausarzt bleiben, und er verspricht mir's auch — aber denke nur einmal, unter welchen Bedingungen!" — „Die werden wohl so beschaffen seyn, daß sie sich leicht erfüllen lassen," erwiederte sie. — „Meinst Du das ernstlich, Philippine? Es ist von etwas Wichtigem die Rede. Die Bedingungen gehen hauptsächlich Dich an. Ich kann sie nicht einmal für mich bewilligen. Erschrecke nicht, liebes Kind! Herr Henry will — er will — er will — Dein Herz und Deine Hand haben."

Wie vom elektrischen Schlage getroffen, sprang jetzt Philippine von ihrem Sitze auf, und bedeckte den Obristen mit ihren Küssen. Dann reichte sie mir die Hand, die ich voll Feuer an meinen Mund drückte. „Habe ich so Ihren Beifall, liebster Vater?" fragte sie. „Mein Herz hat Henry schon längst. Die

Bedingungen sind also erfüllt." — Jetzt standen dem Alten große Tropfen in den Augen. Er legte stillschweigend unsre Hände zusammen, und blickte gerührt gen Himmel, als ob er den Geist seiner verklärten Gattin herab rufen wollte. — „Gott segne euch, meine Kinder!" sagte er dann. „Keimen sah ich eure Liebe, wie den Weidenzweig am Quell. Nun hat die Vorsehung den heißesten meiner Wünsche erfüllt — auch den meiner Gattin. Ich kann jetzt ruhig die Gefilde des Todes betreten."

Wer mag die Wonne schildern, die uns umgab! Wer das Entzücken der Verlobten! Wer die innigste Theilnahme des guten Henneborn! — Es war schon Mitternacht, als ich auf mein Zimmer zurückkam. Das Maaß meiner Seligkeit schien mir unermeßlich. Ich konnte mich selbst nicht recht begreifen. „Gott!" rief ich endlich aus, indem ich auf die Knie sank, „wie wunderbar und unerforschlich sind Deine Wege! Wie weißt Du am Ende Alles wohl zu machen! Wie muß selbst das, was uns ein Unglück scheint, zu-

letzt unser Glück befördern!“ — Ich verlor mich in Betrachtungen über mein Schicksal. Ueberall entdeckte ich die leitende Hand der Vorsehung. Es war schon Morgen, als ich einschlief. —

Man hatte bei diesen Umständen länger, als gewöhnlich, mit dem Frühstück auf mich gewartet. Dies gab dem Obristen Anlaß zu mancherlei Scherzreden; denn auch Philippine war später aufgestanden. — Ich ging mit Henneborn in den Garten, während sie eine kranke Freundin besuchte. Er drückte mir öfters die Hand, und schien mich immer zu fragen, ob ich auch recht vergnügt sey?

„Nicht wahr, ich hab's herausgebracht,“ sagte er, als wir eben von unsrer frühern Bekanntschaft gesprochen hatten. „Sie waren damals ein schlechter Beichtvater. Sie dachten wohl nicht daran, daß Sie damals der Einzige waren, für den meine Tochter eine flüchtige Aufwallung von Liebe empfunden hatte? Es fiel Ihnen nicht ein, daß Ihr Verhältniß mit Emilien die Ursache war, warum diese Aufwallung nur flüchtig seyn

mußte — warum die Unmöglichkeit der Befriedigung dazwischen trat?" —

Ich mußte ihm das Alles zugestehen. Um jene Zeit war mein Herz nur für Emilien zugänglich.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „so fügt es oft der Himmel, ohne daß wir's wahrnehmen. Sie kamen und gingen. Sie gingen und kamen — immer blieb Philippine sich selbst gleich. Wir merkten nicht, was in ihrem Herzen vorging. Die größere Aufmerksamkeit auf Sie schrieben wir bloß auf Rechnung ihrer kindlichen Liebe; denn sie wußte, daß Sie uns theuer waren. Als aber das Schicksal Sie nach Rußland trieb — als Ihre Wiederkehr zweifelhaft wurde — als ein Freier um den andern um ihre Hand sich bewarb, da gerieth sie in die Enge. Sie dauert mich heute noch, wenn ich daran zurück denke. Es war ein peinlicher Zustand für das gute Geschöpf. Wir drangen immer, sie möchte sich zur Ehe entschließen. Sie flehte immer, wir möchten sie doch verschonen."

„Zwingen wollte ich nicht — das war meine Lebtage nicht meine Sache, und dazu hatte ich sie viel zu lieb — und doch ging mir's im Kopfe herum, daß sie schlechterdings keinen Mann haben wollte. Ich gestehe Ihnen, daß mich's oft ungeduldig machte."

„Endlich half der Zufall. Sie hatte einst vergessen, ihren Schreibtisch zu verschließen. Ich stöberte bloß aus langer Weile darin herum, und fand einen poetischen Aufsatz, mit Trennung überschrieben. Ob sie ihn irgendwo ausgeschrieben, oder wohl selbst gemacht hatte, konnte ich damals nicht wissen. Von ihrer Hand war er, und also genug für mich, um ihn durchzulesen. Es wehte ein Geist darin, der mich anzog. Ich las ihn wieder und wieder, und je öfter ich las, je mehr glaubte ich Anspielungen auf Situationen zu finden, die sich auf eine in meinem Hause bekannte Person bezogen. An Sie dachte ich dabei nicht."

„Ich zeigte den Aufsatz meiner Frau. Sie las ihn zwei Mal mit Nachdenken durch. — „Weißt Du," sagte sie endlich, „auf wen

das paßt? Mein Leben verwette ich, auf unsern Henry in Petersburg.“ “

„Der Aufsatz wurde wieder an seinen Ort gelegt. — Ich leitete nun öfter, als sonst, das Gespräch auf Sie hin. Ich beklagte Ihre Entfernung von uns. Ich wünschte Ihre Zurückkunft. — Sie pflegte wenig dabei zu sagen; es entging mir aber nicht, daß unwillkührliche Seufzer zuweilen ihre Brust hoben. — „Wenn er doch nur geheirathet hätte!“ sagte ich einmal, „vielleicht hätte ihn das zurückgehalten.“ — Sie schwieg stille. Indeß schien mein unschuldiger Wunsch einen heftigen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Sie ergriff einen Vorwand, um sich zu entfernen.“

„So trieb ich's Wochenlang, um sie zu beobachten. Ich glaubte endlich gefunden zu haben, daß meine Frau Recht hatte. Ich ging einmal so weit, in ihrer Gegenwart zu meiner Frau zu sagen: „Doktor Henry wäre ein Mann für unsre Philippine gewesen.“ Das wirkte gewaltig. Sie wurde blutroth. Ich benutzte diese Gelegenheit, sie zu fragen,

ob sie wohl einen Mann von Ihren Eigenschaften zu lieben geneigt seyn würde? — Und nun erfolgte das reinste, offenste Geständniß, auf das ein zärtlicher Vater bei einer geliebten Tochter je Anspruch machen kann — nun breitete sie ihr ganzes Herz vor mir aus — nun überhäufte ich sie mit Liebkosungen — nun billigte ich ihre Neigung — nun war ich aber auch gezwungen, sie zu mißbilligen — denn so, wie die Sachen standen, war damals keine Hoffnung für sie vorhanden. Dieser Gedanke zerriß mir das Herz. Philippine wurde für mich ein Gegenstand des Bedauerns. Dies vermehrte sich noch, als meine Frau starb; denn diese vermochte ihr Herz zu beruhigen, ich konnte es nicht. Wir trugen jetzt Beide unsre Leiden, Jeder in der Stille. Wären Sie nicht gekommen, der Jammer hätte mich aufgezehrt." —

Durch diese Erzählung wurde mir Philippine noch viel theurer. Ich konnte mich nicht überreden, eines solchen Engels werth zu seyn. Das Glück war zu groß für mich

— zu unübersehbar die Wonne, die meiner wartete. Ich konnte bloß Gott danken. Das Hennebornsche Haus glich jetzt einem Freudenhimmel. Der Alte verjüngte sich immer mehr. Wenn er uns küssen sah, klopfte er in die Hände. „So recht, meine Kinder! so habe ich's auch gemacht! Man ist auf der Welt nur ein Mal jung."

Vier Tage darauf traf ein Brief ein, worin der Kammerherr von Flintenstein für seinen Sohn, den Stabs-Kapitän, um Philippinens Hand bat. „Der kommt zu spät," sagte der Obrist, „doch würde es auch früher ihm nicht genützt haben. Damit ich aber des Anlaufs los werde, so will ich eure Verlobung gleich morgen in die Zeitung setzen lassen."

Dies geschah. Eine Fluth von Glückwünschungsschreiben brach über uns herein. Bröckel war der Erste. Er drohte mit einem Feuerwerk, so bald er meinen Hochzeittag erfahren würde. — Der ehrliche Knott versprach mir eine Kantate von eigener Arbeit. — Der fromme Pastor Lucius ertheilte

mir seinen priesterlichen Segen. — Der Sprachreiniger Roth hatte sich sehr sorgfältig in Acht genommen, kein ausländisches Wort in seine Epistel einschleichen zu lassen. —

Ich sah inzwischen mit Vergnügen, daß Alle an meinem Glück den innigsten Antheil nahmen. — Der Geburtstag des Obristen wurde zu unsrer Trauung bestimmt. Es war ein stiller, freundlicher Wintertag. Henneborn hatte Alles aufgeboten, um ihn recht feierlich und glänzend zu machen. Der brave Conrad hatte den Saal mit Blumen geschmückt, die er durch Fleiß und Mühe für dieses Fest gezogen hatte. So leicht und gut, sagte er, sey ihm in langer Zeit nichts gelungen.

Während wir noch bei Tische saßen, kamen Briefe von Petersburg an. Graf Herrmann schickte mir den Abschied, und mein Schwager ein Geschenk von Perlen für meine Philippine. Es war das erste, was ich ihr darbieten konnte.

Und so stehe ich denn nun mitten im Meere einer unnennbaren Wonne auf der

höchsten Stufe eines beneidenswerthen Glücks, und schaue tief gerührt in die Vergangenheit zurück. Wir haben nichts mehr zu wünschen. Die Vorsehung gab uns Alles. Himmlische Zufriedenheit umlächelt unsre Tage. Was uns umgiebt, ist glücklich. Nur Henneborns Alter macht uns mitunter Sorgen.

Cousin ist noch munter. Ich will ihn aber quieszìren. Er hat mir treu und redlich gedient — hat Leid und Freude mit mir getheilt. Verlieren soll er nichts. —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

N a ch s ch r i f t.

Das Alles wärest du nicht, sagte ich oft zu mir, wenn nicht dein Zweikampf mit Bersche voraus gegangen wäre. — Damit will ich aber das Duelliren keineswegs empfohlen haben. Es könnte leicht jedem Narren einfallen, Gelegenheit zu einem Duell zu suchen. Man kommt nicht immer so gut davon. Auch sind die Philippinen heutigen Tags gar dünn gesäet. —

E n d e.

G e d r u c k t b e i G. B a s s e.

Bei dem Verleger dieses sind auch noch folgende Romane herausgekommen, welche um beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

Abentheuer im Walde, das, oder Therese. Roman vom Verfasser der Liebesprobe. Zwei Bändchen mit einem Kupfer. 8.
1 Thlr. 20 Gr.

Bandit in Rom, der, oder die schreckliche Verwechselung. Vom Verfasser des „Albert von Reinstein." Drei Theile.
3 Thlr. 4 Gr.

Hildebrandt, C., Brömser von Rüdesheim, oder die Todtenmahnung. Ritterroman aus dem 12ten Jahrhundert. Drei Thle. Mit einem Kupfer. 3 Thlr. 8 Gr.

Derselbe, der Theaterschneider. Komischer Roman in drei Theilen. Mit einem Kupfer. 3 Thlr. 12 Gr.

Mettingh, Philippine v., Aurelie, die unglückliche Fürstentochter, oder Wahrheit und Trugschlüsse. Roman in zwei Theilen. 1 Thlr. 18 Gr.

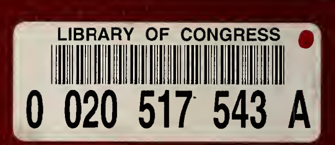
Mitternachtsglocke, die, oder Walther von Windheim. Roman von Jean Pierre, Verfasser des Romans: Thomas Imgart. 8. 1 Thr. 4 Gr.

Pustkuchen, Dr. F., die Perlenschnur. Zwei Theile. Mit einem Kupfer. 1 Thlr. 20 Gr.

Salomon, M., Eduards letzte Jahre. Roman in zwei Theilen. Mit einer Musikbeilage. 1 Thlr. 18 Gr.







LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 543 A